

## DAS LEBEN

... rund um Lachte, Lutter und Oker schreibt viele Geschichten. Einige von ihnen wurden im Rahmen des Kurzgeschichten-Wettbewerbes der ILE-Region Lachte-Lutter-Oker aufgeschrieben und sind nun in diesem kleinen Buch zu finden. Der Kurzgeschichten-Wettbewerb der ILE-Region Lachte-Lutter-Oker hat zur kreativen Auseinandersetzung mit der Region aufgerufen – herausgekommen sind diese mal witzigen, mal spannenden und teils nachdenklich stimmenden Kurzgeschichten.



EUROPÄISCHE UNION

Europäischer Landwirtschaftsfonds für die Entwicklung des ländlichen Raums - ELER  
Hier investiert Europa in die ländlichen Gebiete



EUROPA FÜR  
NIEDERSACHSEN

ELER Förderung für die  
niedersächsischen Regionen



ILE-Region Lachte-Lutter-Oker

# KURZGESCHICHTEN

aus der ILE-Region  
Lachte-Lutter-Oker



# KURZGESCHICHTEN

aus der ILE-Region  
Lachte-Lutter-Öker



# INHALT

	Seite
Vorwort	3
Das erste Arschloch wird umarmt	5
Ballkontakt	11
Mein Dorf am Rande des Luttertals / Erinnerungen	16
Waldbrandkatastrophe Meinersen 1975	22
Begegnung im Schmarloh	24
Rückkehr	27
Mein Weg nach Meinersen 2018	30
Was ist ländlich gewesen, beispielsweise in Lachendorf?	33
Ein Admiral, das Baumhaus und Carlotta	37
Ein später Vormittag am Fenster	38
Fahrradwanderung an der Lachte in 30 Jahren / mit Visionen	39
Heimlichkeiten	43
Mal erforschen	45
Ohofer Geschichten „Spargelmesser – Wetzestein“	47
Päse – das Dorf der Reiter und Pferde	48
Päse im Schatten der alten Eichen	49
Schnucken in Dürre	50

# VORWORT

## Geschichten aus der Region für die Region



**Günter Berg**

Vorsitzender der Lenkungsgruppe  
der ILE-Region Lachte-Lutter-Oker

Was ist Ihre Geschichte aus dem Leben rund um Lachte, Lutter und Oker? Anlass für diese Frage war der Kurzgeschichten-Wettbewerb der ILE-Region Lachte-Lutter-Oker, zu der die Gemeinde Eschede, die Samtgemeinden Lachendorf und Meinersen und die Celler Ortsteile Altenhagen, Garßen, Groß Hehlen und Klein Hehlen gehören. Die Antworten darauf befinden sich in diesem kleinen Kurzgeschichtenband – oft spannend oder witzig, manchmal mit ernstem Hintergrund und immer bewegend.

Eine Jury aus Mitgliedern der Lenkungsgruppe der ILE-Region hatte die Qual der Wahl und legte die Platzierungen fest. Der erstplatzierte Autor Lutz Heinke berichtet in „Das erste Arschloch wird umarmt“ mitreißend und authentisch von seinem eigenen Umzug aus der Ferne nach Lachendorf und die durchweg positiven Erfahrungen dort. Der zweitplatzierte Heinfried Kuers nimmt uns mit seiner Geschichte „Ballkontakt“ mit auf einen Schulhof in den 1960er Jahren, und auch Hans Türschmann blickt mit seiner drittplatzierten Erzählung „Mein Dorf am Rande des Luttertals / Erinnerungen“ auf das Dorfleben vergangener Tage zurück. Diese und alle weiteren eingereichten Geschichten finden Sie in diesem kleinen Band.

Die Illustrationen zu den platzierten Geschichten stammen von Grundschulkindern aus der Region, die ihrer Fantasie freien Lauf gelassen haben. Die erstplatzierte Geschichte wurde von Kindern der Ikarus-Schule in Lachendorf illustriert, Kinder der Ameisenschule Meinersen haben Bilder zur zweitplatzierten Geschichte gemalt und



zur drittplatzierten Geschichte waren Kinder der Grundschule am Glockenkolk in Eschede kreativ.

Die ILE-Region Lachte-Lutter-Oker bedankt sich herzlich bei allen mitwirkenden AutorInnen und IllustratorInnen sowie bei den Preisstiftern: die Samtgemeinde Lachendorf, das Deutsche Haus in Eschede, das Floristikgeschäft „Pustebume“, die Samtgemeinde Meinersen und die Fördervereine der Freibäder in Eschede und Höfer.

ILE – das steht für „Integrierte ländliche Entwicklung“ und die Zusammenarbeit verschiedener Akteure einer Region mit dem Ziel der Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen im ländlichen Raum. Die ILE-Region Lachte-Lutter-Oker wurde 2015 anerkannt und profitiert seitdem mit 20 weiteren ILE-Regionen in Niedersachsen von Geldern aus dem Europäischen Landwirtschaftsfonds. Diese Mittel gilt es im Rahmen des Integrierten ländlichen Entwicklungskonzeptes unter dem Motto „waldreich - stadtnah - Leben“ in Form von konkreten Projekten umzusetzen. Dabei spielt auch die Identifikation der Menschen vor Ort mit ihrer Region eine wichtige Rolle – einen Beitrag dazu soll dieses kleine Buch leisten.

Wir wünschen  
Ihnen viel Freude  
beim Lesen!



## DAS ERSTE ARSCHLOCH WIRD UMARMT

### Von Lutz Heinke

Es war schon ein bisschen verrückt. Und es war auch schön und schön anstrengend allemal. Zweimal die Woche gependelt, 1600 Kilometer. Dazwischen Termine wahrgenommen, geplant, verworfen, gezweifelt, verzweifelt, gelacht und geweint. Aber, es fühlte sich immer gut an. Wir tun das Richtige. Was war geschehen.

Unsere beiden Töchter, unser ganzer Stolz, sind mittlerweile erwachsen. Sie haben ihre Flügel genutzt und sind von zu Hause weggefliegen. Mit Punktlandung, alle beide. Für uns Eltern schön und schwer zugleich. Unser heimlicher Wunsch, seid wie ein Yo-Yo und kommt ab und an zurück.

Im August 2017 die Mitteilung. Mein Schatz hat sie erst gar nicht kapiert. Die Mitteilung überhaupt!!! Wir werden im März 2018 Großeltern. Glückliche, unglaublich glücklich. Jetzt versteh ich, was die anderen Opas und Omas so umtreibt. Ich glaube,



Mia Z.



Nina

wir haben nur einmal intensiv darüber gesprochen und danach die wohl verrückteste Entscheidung in unserer Ehe getroffen. Wir verkaufen unser Haus und ziehen vom Rand des Elbsandsteingebirges in Richtung Celle. Unsere Freunde sagten, ihr spinnst. Ihr habt eine Topimmobilie, gerade Küche, Bad und Außenanlagen komplett erneuert. Das war uns egal. Wir hatten unser Ziel. Familie ist wichtig. Und, wir wollen unsere Enkelin aufwachsen sehen, ihr dabei helfen und natürlich auch bei unserer Tochter sein. Wenigstens in der Nähe der großen. Die Zweite hat sich in Frankfurt niedergelassen.

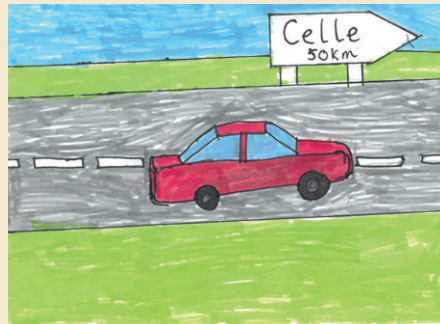
Also, Nägel mit Köpfen gemacht. Innerhalb einer Woche hatte unser Haus seinen Käufer, der Rest waren Formalitäten. Das Schöne daran? Die neuen Besitzer waren happy und in freudiger Erwartung.

Und dann ging es richtig los. Gependelt. Häuser angesehen und fast vom Glauben abgefallen. Nichts gefunden, was auch nur annähernd unserem, auch schon 25 Jahre altem Haus gleichkam. Nur Häuser, die mit ihren Eigentümern alt geworden waren. Von außen noch ok, aber drin ließen die 70er und älter grüßen. Was nun? Die Idee verwerfen? Alles rückgängig machen? Der 03. Oktober sollte alles ändern. Wir wollten schon nach Sachsen fahren und Plan B aufstellen. Dann, beim Surfen im Netz stieß ich auf einen fast fertigen Bungalow. In Lachendorf. Lachendorf. Noch nie gehört. Wo ist denn das? Lachendorf. Leben dort nur lustige Menschen? Oder kommt es eher von der Lache und es regnet dort ständig. Egal, die Maklerin angerufen. Ihr unser Projekt erklärt. Am 03.10. ist doch Feiertag. Aber, sie war eine Frau mit Herz und hat uns verstanden. Wir konnten uns noch am gleichen Tag das Haus ansehen.

Und wir wussten sofort, das passt. Die Besitzer, Elena und Benno, wohnen nebenan. Das Haus war für ihre Eltern geplant. Ein Elternteil verstarb leider und sie nahmen die Mutter zu sich in die Pflege. Pflegen, ein Knochenjob. Zuhause pflegen, doppelt so hart. Aber, die Beiden machen das sehr rührend und aufopferungsvoll. Leid und Glück liegen bekanntlich dicht beieinander. Und Benno sagt, hier in Lachendorf habt ihr alles. Ärzte, Kita, Schulen, Supermärkte, alles da. Ich dachte, der will uns jetzt das Haus schmackhaft machen. Es stand schon fast 2 Jahre so halb fertig da. Wollte es keiner? Oder wollten die Besitzer die anderen Interessenten nicht? Es bleibt uns verborgen. Benno baggert weiter. Und die Leute sind hier alle so freundlich. Die grüßen immer. Ob sie dich kennen oder nicht. Ja, ja die grüßen! Was ich dachte? Der spinnst. Der hat einen an der Waffel. Oder war früher im Marketing tätig. Doch, ich sollte mich irren. Wir haben den Kauf mündlich perfekt gemacht. Der Notartermin stand für Dezember. Notare sind ja ein ganz besonderes Volk. Nicht, dass sie exorbitant mehr wissen müssen, als der Rest der Welt. Nein. Ich glaube, Hauptbestandteil dieses Studiums ist es, Vertragstexte so zu vernuscheln und im extra dafür erfundenen Schnellsprecherverfahren darzubieten, so dass sie dir 5 dicht beschriebene Seiten in 10 Sekunden vorlesen können. Hammer! Und er war dabei auch immer sehr freundlich und hat gelächelt. Nächster Schritt, wir benötigen Handwerker. Wir müssen einiges an unsere Vorstellungen anpassen. Am besten die aus dem Ort. Denen ist das Ansehen wichtig, also kommt Qualität. Allen unsere besondere Situation erklärt. Und? Alle sagen ja. Wirklich! Ihre Terminkalender sind zwar randvoll. Aber, geht los. Machen wir. Gebt Bescheid, wenn ihr soweit seid. Wann wir kommen sollen. Wow, wow, wow! Kein, geht nicht oder mal sehen. Gerade klare Ansage. Geht los. Lag es jetzt an unserer



Greta



Konrad



Charlotta und Ranya



Negah



Stina und Maya



Paula



Tristan



Josy

positiven Energie? Unserer Aufbruchsstimmung? Egal, aber großartig. Als nächstes, Möbel kaufen. Am besten in Celle. Im größtem Möbelhaus Niedersachsens. Starten wir mit der Küche. Unsere Küche im alten Haus hatten wir vor 3 Jahren ausgetauscht. Dadurch wussten wir oder besser mein Schatz, was sie wollte. Die Verkäuferin beherrschte ihr Handwerk. Intensivste 3 Stunden. Fertig. Die restlichen Zimmer waren dagegen ein Kinderspiel. Klar, Verkäufer sind von Hause aus freundlich. Das stimmt. Aber, wir haben viel gelacht. Wir hatten Spaß beim Geld ausgeben. Und wir hatten ein Ziel. Die Geburt war für den 23. März geplant, also wollten wir am 19. März einziehen. Noch lagen wir voll im eng gestrickten Plan. Notar, Möbelhaus, Handwerker, Baustoffhandel, alles lief. Selbst das Grundbuchamt war im Timing. Unsere Außenanlagen machten Fortschritte. Dann kam der Frost. Mit voller Wucht. Sehr, sehr kalt. Und der hat sich dann auch richtig Zeit genommen. Er blieb und blieb. Kroch ordentlich ins Erdreich. Und zack, schon stand der Plan auf der Kippe. Es taut. Hurra, es taut! Nein Mist. Alles matschig. Eine Ausweidlösung muss her! Termin halten! Zumindest provisorisch ins Haus! Schotter, Schotter ist gut. Bestellt. Hauptsache, nicht die Möbel durch den Matsch tragen. Häuslebauer kennen das. So sind wir dann am 19. März umgezogen.

Und heute? Heute fühlen wir uns heimisch. Als ob es nie etwas Anderes gab. Wir spazieren sehr gern durch den Ort. Oder fahren mit dem Rad. Nein, kein E-Bike. Ist doch so schön flach hier. Und wenn wir im Dorf jemanden treffen, lächeln wir, grüßen oder werden begrüßt. Manchmal fragt mich mein Schatz, gibt es hier gar keine Arschlöcher? Das macht mir Angst. Ist in Lachendorf das Gleichgewicht aus dem Takt geraten? Und dann sagt sie. Das erste Arschloch, das ich treffe, wird umarmt. Zu diesem Ernstfall ist es bis heute nicht gekommen. Ok, wir waren manchmal nah dran.

Aber eben nur nah dran.

Übrigens, wir sind stolze Großeltern und genießen das Leben zwischen Moin und Fachwerk, zwischen Ruhe und Weite. Haben viele großartige Nachbarn gewonnen und mit Dieter und Maren echte neue Freunde gefunden. Unsere zweite Tochter ist inzwischen von Frankfurt nach Laatzen gezogen. Alles in allem ist uns so eine Familienzusammenführung gelungen. Das Yo-Yo hat anders als gedacht sein Werk vollbracht. Wir sind hier glücklich. Einfach angekommen.



Beeke



Femke



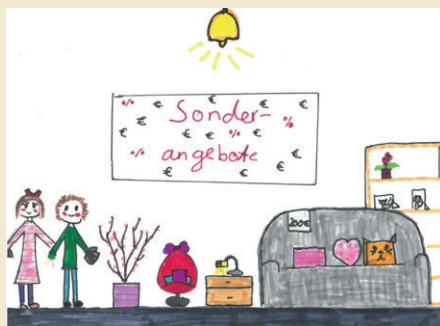
Finja



Mahbod



Tim



Mia B.

# BALL- KONTAKT

## Von Heinfried Kuers

Es war ein bedeckter Spätsommertag. Die Wolken gaben die Sonne nicht frei und so blieb die Feuchtigkeit des Regens, der in der Nacht gefallen war, im Gras und in den Blättern der Bäume haften. Die Geräuschkulisse unseres Dorfes war noch geprägt vom Schlag der Kirchenturmuh, dem Gebell der Hofhunde und dem lauten Knattern des Lanz Bulldog irgendwo in der Feldmark. Nur selten kamen Verkehrsgeräusche von durchfahrenden Automobilen an unser Ohr.

Seit dem 25. Juni des Jahres 1960 war ich ein glühender Fan des Fußballs geworden. An jenem Tag hatte ich meine erste Fußballübertragung im Fernsehen, unter dem Tisch im Clubzimmer der Gastwirtschaft sitzend, verfolgt. Nach dem 3:2 Siegestreffer in der 87. Minute wollte ich so spielen können wie mein Idol, Uwe Seeler und ich war ein Anhänger vom Hamburger Sportverein geworden.

„Du musst fleißig, am besten jeden Tag trainieren, wenn du ein Fußballer werden möchtest“ hatte mir unser Nachbar mit auf den Weg gegeben, als ich ihm von mei-



Lia Sophie



Mara

nem großen Traum erzählt hatte. So nutzte ich jede freie Minute, um gegen den Ball zu treten. Das ging am besten auf dem Schulhof in Eldingen, der hinter unserem Garten lag. Dort hatten sie gerade nach den Sommerferien zwei neue Tore aufgestellt.

Mein großer, weil 2 Jahre älter, Bruder und ich nahmen die Abkürzung zum Schulhof, einem Sandplatz mit Grasstreifen an den Seiten, über den Gartenzaun und schon waren wir da. Unser Heiligtum, ein dunkelblauer Plastikball, war mit dabei. Wir waren die ersten, wegen dem kürzesten Weg, und begannen mit dem Ball zu kicken.

Nach und nach kamen nun auch immer mehr Kinder auf den Schulhof, war er doch zu diesem Zeitpunkt der Treffpunkt für alle Kinder des Ortes.

Die Gruppe der 11- bis 15-jährigen Jungen hatte sich zu einem Spiel verabredet. Sie warteten noch ungeduldig auf Bongo, der diesmal den Lederball vom Gerätewart des Sportvereins zu holen hatte, was eine unangenehme Aufgabe war. Der Gerätewart Anton war ein gestrenger großer stattlicher Herr, von dem sich der Abholende immer eine in einem strengen Ton verfasste Einweisung, wie mit dem Ball umzugehen sei und wann er wieder an der Hofstelle zu sein hat, anhören musste. Diese Vorgabe war am schwierigsten zu erfüllen.

„Das hat aber gedauert, Bongo.“ „Dann kannst du ja das nächste Mal gehen“ antwortete der Gescholtene zurück. „Okay, dann lass uns wählen“ erklärte Wortführer Atze. „Micki, du und Macka ihr wählt. Piss, Pott ohne Halbe und Spitze“. Micki und Macka stellten sich gegenüber auf und setzten abwechselnd einen Fuß vor den nächsten, bis kein Fuß mehr dazwischen passte. „Okay, Macka fang an.“ So wurden die Parteien

gebildet. „Wir sind einer zu wenig“ warf Micki ein, als er keinen mehr wählen konnte. „Klein Oskar, komm her wir brauchen noch einen“ rief Atze zu uns herüber, was meinen großen Bruder dazu veranlasste, mich stehen zulassen und sich zu den großen Jungen zu begeben.

So blieb ich allein mit dem dunkelblauen Plastikball. Alleine spielen machte mir keinen Spaß. Ich schlich mich samt Ball hinter das Tor von Berni. Berni wollte immer nur im Tor spielen, Laufen war nicht seine Sache, was wohl an seinem Körperumfang lag. Doch aus meiner Sicht, als Erstklässler, war er ein Supertorwart, aber ich kannte zu dem Zeitpunkt auch keinen anderen.

Hinter dem Tor lag noch ein Stück Kantholz, so hatte ich einen bequemen Sitzplatz. Den Plastikball zwischen den Füßen beobachtete ich das Spielgeschehen und ärgerte mich riesig, dass ich nicht mitspielen konnte.

Ich kannte alle Spieler, wenn auch nur wie zu der Zeit üblich, mit ihren Spitznamen. Die Stärken der einzelnen Spieler waren mir geläufig. Neben Berni dem Supertorwart war da noch Atze mit dem härtesten Schuss, der schnelle Panda, der manchmal so schnell war, dass er den Ball nicht mit bekam, Kalle, der nur mit dem linken Fuß schießen konnte, Erchen, der die kürzesten Harken schlagen konnte oder Pille, der den Ball niemals mit den Kopf nahm, sondern alles mit dem Fuß erledigte. Es schien als hätte er ein Kugelgelenk in seiner Hüfte. Durch diese Spielweise brachte er seine Frisur, die Elvislocke, nie in Gefahr. Aber auch die anderen 8 Mitspieler waren aus meiner Sicht von 1,20 m Körpergröße Klasse Fußballspieler.



Yva



Celine



Finja Nele



Lea Tjorven



Nach einer Weile verlor ich das Interesse am Spiel und ich schaute mich um. Da waren viele andere Kinder noch zum Schulhof gekommen. Die Mädchen spielten Kriegen oder turnten an der Reckstange. Es war besonders die kleine Erna, mit ihren Zöpfen, die meine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Obwohl sie noch nicht zur Schule ging, erst fünf war, beherrschte sie, wie kein anderes Mädchen die Kunst der Aufschwünge und Felgen. Besonders die von uns „Todesfelge“ genannte Übung hatte sie perfekt drauf. Sie ließ sich, auf der Reckstange sitzend und mit den Händen festhaltend, nach vorne fallen, um dann mit dem nötigen vorwärts Schwung, um die Stange drehend, mit dem Kopf zeitweise nach unten hängend, wieder in die Ausgangsposition zu kommen. Ich habe mich das nie getraut.

„Man ist die Kulle schwer, ganz voll Wasser.“ Dieser Satz von Berni lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf das Spiel. Da die Mannschaften sehr ausgeglichen waren, wogte das Spiel hin und her. Meine Frage nach dem Spielstand wurde mit „2:2“ vom vorbeilaufenden Macka beantwortet, als er den Ball aus der Gefahrenzone drosch. Doch Panda hatte aufgepasst, schnappte sich den Ball, spielte sich ihn selber vor, überlief Micki und passte den Ball in die Mitte zu dem freistehenden und rufenden Atze. Der nahm den Ball direkt und ab Richtung Tor.

Was sich danach abspielte geschah in Bruchteilen einer Sekunde. Mein Gedanke war „Daneben“, dann ein großer schwarzer Punkt. Einschlag! Ruhe! Als ich die Augen öffnete lag ich drei Meter weiter entfernt, an dem angrenzenden Gartenzaun. Ein Kreis von 12 staunenden und entsetzten Gesichtern schaute auf mich hernieder.

„Er macht die Augen auf“. Ein wenig Erleichterung in der Stimme von Macka. Ich selber spürte, dass irgendetwas im Mittelpunkt meines Gesichtes so sehr schmerzte, dass mir ein Tränenstrom aus den Augen lief. „Er blutet“ sagte der Absender des Geschosses, das mich getroffen hatte, Atze. „Was sollen wir tun?“ Nun nahm Pille das Heft in die Hand. „Auf keinen Fall bewegen. Nachher ist etwas mit seinem Hals. Oder er hat einen Schädelbasisbruch“.

Das Wort hatte ich noch nie gehört. „Dann würde er aber auch aus den Ohren bluten“ wandte Micki ein. Pille hatte holte sein benutztes Stofftaschentuch aus der Hose und legte es mir auf die Nase. „Halte es kräftig fest, dann hört es vielleicht auf zu bluten und du klein Oskar, hol schnell euren Handwagen“. Kaum hatte Pille die Worte ausgesprochen war mein erschrockener Bruder über den Gartenzaun verschwunden.

Pille, der sich zu mir herunter begeben hatte, wurde fürsorglich und wischte mir die Haare von der Stirn. „Alles wird gut“. Der um mich herum stehende Kreis von Jungen nickte zustimmend.

Dann kam keuchend mein großer Bruder, klein Oskar, mit dem Handwagen angelaufen. „Zieht hinten das Schab heraus“ so der kommandierende Pille. „Vorsichtig beim Hochheben. Und dann langsam mit dem Kopf in den Handwagen legen.“ Alle fassten mit an und platzierten mich so, wie Pille gesagt hatte in den Handwagen.

Atze und Micki an der Deichsel und so eskortierten mich 12 Jungen nach Hause. „Unsere Mutter kommt gleich“ sagte aufgeregt klein Oskar. „Wir legen ihn erst einmal auf das Sofa in der guten Stube“. Das gesamte Begleitkommando stand vor dem Sofa und wünschte mir gute Besserung. „Ich hoffe alles wird bald wieder gut“ sagte Atze mit dem Ton des Bedauerns in seiner Stimme.

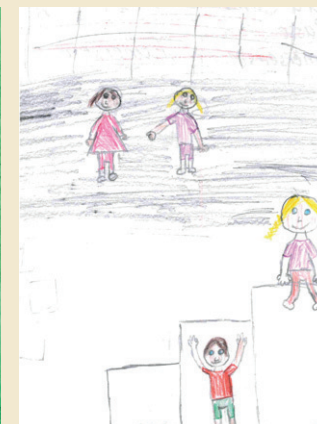
Mit einem nassen Waschlappen fuhr mir meine Mutter durch das Gesicht. „Na, da hast du richtig einen auf die Nase bekommen“, mit den prüfenden Fingern an der Nase, „aber da ist nichts gebrochen. Wenn du morgen zur Schule gehst ist alles wieder gut.“



Yva



Phil Oskar



Mira



# MEIN DORF AM RANDE DES LUTTERTALS – ERINNERUNGEN

Von Hans Türschmann

Die Zeiten waren nicht einfach in jenen Jahren kurz nach Ende des Zweiten Weltkrieges. Um 1950 war das Dorfleben anspruchslos und auch manchmal etwas sehr karg. Wasser kam in den Häusern mehrheitlich nicht aus der Wand, und schon gar nicht warmes Wasser. Statt einer Wasserleitung gab es in der Küche oder im Stall, der sich meist hinter den Wohnräumen anschloss, eine Schwengel-Pumpe. Diese förderte das Wasser für Mensch und Tier aus einem Ringbrunnen. Solche Ringbrunnen waren nur möglich, wenn das Grundwasser recht hoch ist. Und dazu trägt in unserem Dorf der Heidebach, die Lutter, bei. Unser Haus steht auf einer leichten Anhöhe, etwas anmaßend „Zuckelberg“ genannt. Laut Duden ist zuckeln ein Begriff für „langsam und ohne Hast trotten oder fahren“. Und so war es doch mit den Pferdefuhrwerken und Ackerwagen auf dem Sommer-

weg neben dem Kopfsteinpflaster. Der Abstand zur Lutter beträgt etwa einen Kilometer, daher musste unser Ringbrunnen elf Meter (!) tief gegraben werden. Das unter anderem daraus geförderte Badewasser wurde dann auf dem Herd erwärmt und fand sich für die ganze Familie in einer großen Zinkwanne wieder. Solches Reibenbad war meistens samstags angesagt. Tante Meier, so wurde manchmal das Klo bezeichnet, befand sich im Stall-Trakt oder in einem Häuschen mit Herz neben dem Wohngebäude.

Gearbeitet wurde vorwiegend für oder in der Landwirtschaft. Ansonsten musste man per Fahrrad nach Eschede oder Eldingen fahren, und dort gegebenenfalls zum Bahnhof, um weiter fort zu kommen. Autos, Telefon oder andere technische Errungenschaften gab es zwar, aber nur in ganz geringer Anzahl. Telefoniert wurde im Allgemeinen von der im Ort befindlichen Poststelle aus. Allerdings waren auch Hektik und Stress in dieser Zeit eher selten.

Der Krieg war ja seinerzeit noch nicht lange her. Er hinterließ auch auf dem Lande viel Unangenehmes und Gefahren. In den Wäldern lagen noch Munitionsreste. Weiterhin sorgte die Sprengung der nahen Luftmunitionsanstalt Höfer/Scharnhorst für große Gefahr. Dieses Gebiet war nicht gesperrt und somit auch Kindern zugänglich, die dort sorglos mit den Hinterlassenschaften umgingen. So etwas führte dann auch dazu, dass ein Junge, der im Wald eine Granate fand, beim Hantieren damit und die dadurch ausgelöste Denotation ein Bein verlor.

Die Anzahl der Dorfbewohner hatte sich durch Heimatvertriebene mindestens verdoppelt. Ein wenig Taschengeld konnte man sich in der Landwirtschaft hinzuver-



Aurelia



Mayra



Mira



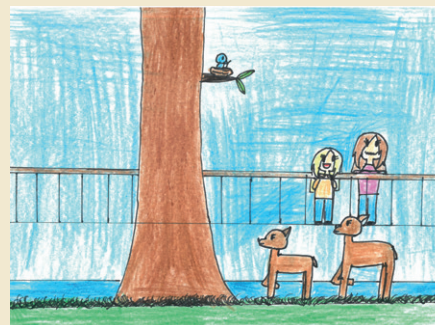
Amelie



Levi



Edda



Aleksandra



Iman

dienen, so zum Beispiel beim Kartoffelroden. In den ersten Jahren nach dem Kriege wurde noch mit der Hand oder einem Kartofellschleuderroder geerntet. Man nannte diesen Roder auch „Kaffeemühle“. Es wurden auf dem Kartoffelacker zirka 15 bis 20 Meter lange Enden abgesteckt und diese jeweils einem Sammler zugeteilt. Man musste sich sputen, die Kartoffeln in seinem Abschnitt auf zu sammeln, bis der Roder wieder bei einem anlangte.

War die Ernte beendet, brannten die Kartoffelfeuer und man konnte sich Kartoffeln darin rösten. Die waren dann meistens ganz schwarz, schmeckten aber herrlich. Genau so herrlich schmeckte der Butterkuchen, der nach der Ernte zum Kaffee gereicht wurde.

In der Dorfschule, mit nur einem Klassenraum, wurden manchmal bis zu neunzig Kinder aus acht Jahrgängen täglich vom Dorflehrer unterrichtet. Dazu bedurfte es einer gewissen pädagogischen Logistik. Neben dem Bürgermeister war der Lehrer die Respektsperson im Ort. Respekt verschaffte er sich bei den Schulkindern allerdings manchmal auch mit dem Rohrstock, hier in Form einer Haselnussgerte. Ob es dabei immer gerecht zugeht, sei dahingestellt.

Umso mehr freuten sich die Schulkinder, wenn den Lehrern auch mal Ungemach widerfuhr. So gab es mal einen recht korpulenten Vertretungslehrer. Er war bekannt für kurze Schläge auf die Hände mit dem Geigenbogen. Ob nun von den Schulkindern eingeflüstert oder weil er ihr unsympathisch war, eine gehörnte Ziege mochte ihn jedenfalls nicht leiden. Als er dort nämlich vorbeiging nahm sie Anlauf und stieß ihm ihre Hörner in den Allerwertesten. An Schadenfreude der Schulkinder fehlte es danach nicht.

Die Launen der Lehrer waren manchmal auf den Verlauf des Vortages zurück zu führen. Nach ausgiebigem abendlichen Besuch des Dorfkruges und herben Verlusten beim Skatspielen war schlechte Laune vorprogrammiert. Die Gefahr der Haselnussgerte war dann deutlich erhöht. Die Schulkinder wehrten sich aber manchmal mit üblen Streichen. So wurde einmal eine Geldbörse an einen Bindfaden befestigt und dem Lehrer bei seinem Weggang vom Dorfkrug in den Weg gelegt. Als er sich dann danach bückte, wurde das Portemonnaie zur Verblüffung des Paukers blitzschnell weggezogen. Obwohl die Übeltäter umgehend das Weite gesucht hatten, kam am nächsten Tag ziemlich willkürlich der Stock zum Einsatz. Wenn es auch die Falschen traf: Ein Exempel wurde statuiert.

Natürlich gab es aber auch Erfreuliches im Schulalltag, z.B. wenn es bei gutem Wetter in die Kiefernsonnung an der Lutter zum Farnkraut abschlagen ging. Hauptsache der Unterricht fiel aus! Farnkraut ist im Wald an der Lutter weit verbreitet und behindert aber den Aufwuchs junger Bäume.

Die Lutter, unweit des Dorfes war im Sommer eh das Paradies. Weit ging der Blick über die Stau-Wiesen. Zum Anstauen der Lutter gab es mehrere Schleusen aus Holz und eine aus Zement. An dieser war durch das durchströmende Wasser ein größeres Becken entstanden. Und dort lernten viele aus der Dorfjugend Schwimmen, wenn es auch nur wenige Meter waren. In diesem kalten Heidebach - auch im Hochsommer mit maximal 17 Grad Wassertemperatur – wurde so manches Bad genommen. Danach in der Sonne auf der Wiese liegen, trocknen und den Wolken nachschauen; wie war das herrlich.

Überhaupt die Lutter, obwohl sie nicht direkt durch das Dorf fließt, mit herrlichen Wäldern an den Talrändern, darin reichhaltige Beerensträucher. So mühsam das Beeren sammeln von Blau- oder Bickbeeren, Preisel- oder Kronsbeeren sowie von Brombeeren auch war: In der Nachkriegszeit war das zur Versorgung sehr willkommen. Desgleichen gab es reiche Pilzernten. Drei Haushalte im Dorf hielten kleine Ziegenherden, wobei die Hüte-Stellen (Wegränder) strikt aufgeteilt waren.

Die Stauwiesen sorgten für gutes und ausreichendes Heu in der Landwirtschaft. Zweimal im Jahr wurde das Gras geschnitten. Den zweiten Schnitt nannte man Grummet. Das Heu wurde getrocknet und dann mit einem Gebläse und dicken Metallrohren auf die Böden über den Ställen befördert. Diese Metallrohre dienten nun einigen Kindern als Rutsche, analog den heutigen Wasserrutschen. Natürlich war das eigentlich nicht erlaubt und wurde nur erprobt, wenn auf dem Bauernhof keiner zu sehen war.

Die Feuerwehr hatte an der Lutter eine Wasserentnahmestelle und führte dort oft ihre Übungen durch. Dabei geschah es einmal, als ein Landwirt die Gelegenheit zum Waschen seines Traktors nutzen wollte, dass ihm die Zigarre aus dem Gesicht gespritzt wurde. Selbstverständlich geschah das nur „aus Versehen“!

Als 1954 am Dorfrand ein Gehöft brannte, wurde dort von der Lutter Löschwasser entnommen und über 600 Meter mit Schläuchen und zwei Motorspritzen an den Brandort herangeführt.

Der schnell fließende Heidebach ist auch in früheren strengen Wintern kaum zugefroren. Aber einmal konnte ich es erleben: Zwischen Marwede und Bargfeld war Schlittschuhlaufen möglich. Sonst erfolgte das Schlittschuhlaufen auf den Fischteichen neben dem Bach und es wurde bis zur Dunkelheit Eishockey gespielt, manchmal auch als Dörfer-Wettbewerb.

Viel gäbe es noch zu berichten aus den Dörfern an und nahe unserer Lutter. Möge auch in Zeichen des Klimawandels dieses Fließgewässer unserer Region erhalten bleiben. Denn eines steht fest: Dieser Bach trägt wesentlich dazu bei, dass es hier in den Dörfern lebens- und liebenswert ist.



Lana



Lenya



Julia



Henny



# WALDBRAND- KATASTROPHE MEINERSEN 1975

Von Martina Rolfs

Meinersen. Die Sommerferien 1975 waren zu Ende und ich kam in die fünfte Klasse. Meine Grundschulzeit auf der „Ameisenschule“ war vorbei, fortan besuchte ich das Otto-Hahn-Gymnasium in Gifhorn. Das war eine aufregende Zeit für mich. Nicht mehr mit dem Fahrrad zum Gajenberg fahren, sondern mit dem Bus nach Gifhorn. Neue Lehrer, neue Mitschüler. Vom Waldbrand bei Stüde hatte ich nicht viel mitbekommen. Aber dann kam das Feuer auch zu uns – und die Schule rückte auf einmal in weite Ferne. Ich erinnere mich, dass es hieß, in Richtung Ettenbüttel sei ein weiterer Brand ausgebrochen und die Bauern mit ihren Fahrzeugen seien die ersten Helfer gewesen, bevor die Feuerwehr kam.

Meinersen war zur Sackgasse geworden, es ging nicht nach Gifhorn, nicht nach Dalldorf und nicht in Richtung Ettenbüttel/Diekhorst. Ich erinnere mich, dass auf der Kreuzung (heute der Kreisel) ein weinrotes Auto mit der Aufschrift „Bild-Zeitung“ stand, der Fahrer verhandelte mit den Einsatzkräften. Sie ließen ihn nicht durch, er musste zurückfahren. Mir erschien der Wagen alt und einer derartigen Zeitung nicht würdig. Heute denke ich, er war einfach nur schmutzig, weil der Journalist schon anderswo im Wald unterwegs gewesen war. Außerdem fand ich es rücksichtslos, dass er mitten auf der Kreuzung stand und dort störte, wo die Lage äußerst ernst war.

Wie ernst, das ahnte ich. Wir wohnten an der Hauptstraße. Vor dem Haus meiner Großmutter war ein Hydrant. Ein Feuerwehrauto nach dem anderen kam, um Wasser aufzunehmen. Meine Oma, meine Mutter, meine Tante, meine jüngere Schwester und ich saßen vor dem Haus. Ein Feuerwehrmann kam und fragte, ob wir ihm etwas zu trinken geben könnten. Von diesem Zeitpunkt an gaben wir Wasserflaschen aus, die uns die Feuerwehrleute beim nächsten Stopp wiederbrachten und neue mit-

nahmen, die wir mit Leitungswasser gefüllt hatten. Die Männer hatten auch nichts zu essen, wie sich herausstellte. Wir schmierten also Brote und gaben sie auf Porzellanplatten und –tellern mit in die Wagen. Die leeren Platten und Teller wurden gegen gefüllte getauscht. Ich weiß nicht, wie lange das so ging. Als Kind hatte ich nicht das Gefühl für Zeit und Menge. Auf jeden Fall hatten wir Nachschub gekauft.

Nachts schliefen meine Schwester und ich bei unserer Mutter im Ehebett. Wir hatten große Angst, dass das Feuer kommen würde. Mein Vater war während dieser Zeit nicht zu Hause. Er war Feuerwehrmann und im Lagezentrum, das im damals allein vor dem Dorf liegendem Haus in Richtung Dalldorf eingerichtet worden war. Heute hat ein Neubaugebiet die Lücke geschlossen.

Wenn ich mich richtig erinnere, dann fuhr mein Vater mit in einem Bundeswehrpanzer, der Schneisen anlegte. Er kannte sich gut aus im Wald und hatte mich von klein auf zu Spaziergängen mitgenommen.

Drei Tage konnte ich nicht in die neue Schule nach Gifhorn, da kein Bus dorthin fuhr. Dann gab es wieder eine Verbindung, der Bus fuhr nicht auf der B188, sondern den Wirtschaftsweg nach Ettenbüttel. Rechts und links war alles schwarz und verkohlt. Die drohende Gefahr war vorbei. Die Geschehnisse verblassten schnell, aber vergessen habe ich das Erlebte nicht.

Jedes Jahr im August, wenn an die Waldbrandkatastrophe erinnert wird, dann denke ich an damals. Ich frage mich bis heute, ob die getöteten Feuerwehrmänner bei uns am Hydranten gewesen sind und ich einem von ihnen als kleines Mädchen Wasserflaschen oder geschmierte Brote in die Hand gedrückt habe.



# BEGEGNUNG IM SCHMARLOH

Von Martin Bollbach

Meine Radtour führte mich wieder einmal durch den Schmarloh. An den sprechenden Steinen lege ich gern eine kleine Pause ein, schaue über die Äcker und beobachte die Landwirte, die mit ihren immer größer und kräftiger werdenden Maschinen auf den Feldern arbeiten. Riesige Zugmaschinen, kaum noch als Trecker zu bezeichnen, ziehen immer breitere Pflüge, Spritzen oder Anhänger. Manchmal stelle ich mir die in den Motoren steckenden PS-Zahlen als tatsächliche Pferde vor – welch Schnauben und Wiehern dampfender Rosse wäre bei der Feldarbeit zu hören. Mir fällt dazu auch gleich das alte Volkslied „Im Märzen der Bauer...“ ein - der Texter ahnte damals sicher noch nichts von Biogas-Anlagen, Subventionen und Monokulturen. Es schwirrten noch bunte Schmetterlinge über die blühenden Wiesen und fleißige Bienen sammelten eifrig den Nektar, um so manchem Imker eine gute Honigernte zu bescheren. Insekten waren reichlich vorhanden, fanden meistens noch ihr Ende im Schnabel eines Vogels oder - wenn sie nachts summend in den Schlafstuben der Menschen umherflogen - auch schon mal durch eine zusammengerollte Zeitung. Heute können Sie mit Ihrem Wagen auf der Autobahn ruhig mal richtig Gas geben - da klatscht kaum noch eine Fliege an die Scheibe...

„Guten Tag“, höre ich unvermittelt einen Mann sagen und bin augenblicklich von der Autobahn wieder zurück auf der kleinen Bank an den sprechenden Steinen. „Hallo“, antworte ich freundlich und sehe einen Radfahrer, der wohl auch eine Rast einlegen möchte. Er setzt sich zu mir und genießt erstmal einen kräftigen Schluck Wasser aus seiner Trinkflasche. „Aaahhh, das tut gut. Geht doch nichts über gutes reines Wasser“, stellt er anschließend fest und verstaut die Plastikflasche wieder in einer seiner Satteltaschen.

„Was ist das hier eigentlich“, erkundigt er sich interessiert bei mir. „Wir befinden uns an einem magischen Ort – den sogenannten sprechenden Steinen. In der Region gibt es zahlreiche magische Orte, die durch Künstler in Szene gesetzt wurden. Oft

sind Sagen und Legenden Anlass für die Auswahl dieser Plätze. Hier geht es um den Schmalloh-Jasper. Eine alte Legende berichtet von dem Schäfer Jasper, der mit seiner Herde über die braune Heide zog und doch nie wirklich auf einen grünen Zweig kam. Eines Tages führte der Weg auch einen Bandmacher durch die Feldmark, die der Schmarloh genannt wird – auf Plattdeutsch Schmalloh. Jasper und der Bandmacher trafen dort aufeinander – und eine Sage ward geboren. Der arme Schäfer glaubte nämlich, dass der Bandmacher viel Geld mit sich führte und erschlug ihn.“

„Tja“, sinnierte der fremde Radfahrer, „da hat sich bis heute nichts dran geändert – Glaube und Gier sind immer noch oft genug Grund für so manche Greueltat...“ Jasper fürchtete natürlich, dass seine schreckliche Tat entdeckt würde. Deshalb packte er den Toten auf eine alte Holzkarre und schob ihn in die Wacholder. Dort versteckte er ihn. Aber des nachts holte er die Leiche wieder mit der Karre von dort weg und suchte ein Versteck, das dem Schäfer sicherer erschien. Doch auch in den kommenden Nächten schob er mit dem ermordeten Bandmacher über den Schmarloh, immer auf der Suche nach einem besseren Versteck. Und die Anwohner erzählen, dass man bis heute das Quietschen seiner Holzkarre hören kann, wenn sich zum Beispiel Wanderer – oder auch Radfahrer – bei Dunkelheit hierher verirren...“

„Aber schön gemacht, die Anlage hier...“, bemerkte mein Pausenkamerad.

„Die kleine Schutzhütte war in ihrem ersten Leben mal eine Bushaltestelle. Und die sieben Findlinge sind mit Lautsprechern ausgestattet. Sehen Sie dort den Masten? Oben in dem kleinen Kasten befindet sich ein Bewegungsmelder. Erkennt dieser eine Bewegung, wird die Geschichte des Schmalloh-Jaspers erzählt. Wenn es inmitten der Felder ganz ruhig ist, keine Autos oder Trecker zu hören sind, vielleicht der Wind ein Rascheln der Blätter in den Bäumen und Sträuchern dazuzaubert – dann wirkt das hier erst so richtig. Nicht nur magisch, eher noch mystisch - da kann man sich gut vorstellen, dass Generationen bei Dunkelheit den Weg hier lang mieden.“

Der andere stand auf und ging auf den Masten zu. Ein leises Knacken in den Lautsprechern kündigte das kurze Hörspiel an. Still, ja fast andächtig lauschten wir gemeinsam dem Erzähler und seiner Geschichte.

„Na, hier ist ja früher was los gewesen – Mord und Totschlag in der Lüneburger Heide...“

# RÜCKKEHR

## Von Heinfried Kuers

1946. Friedrich, der Sohn des Bauern, wird langsam erwachsen. Zum 15. Geburtstag hat er eine lange Hose bekommen und konnte endlich die ungeliebten langen Strümpfe, die an den um den Bauch gebundenen Strumpfhaltern befestigt waren, ablegen. Wie hatte er das im letzten Winter gehasst, auf diese Weise noch herum laufen zu müssen. Die meisten seiner Mitschüler trugen doch schon die langen Hosen. Diese Art der Kleidung hatte Friedrich so manche Hänselei eingebracht. Jetzt in den Hosen fühlte er sich wie ein Mann, und er hatte bemerkt, dass Mädchen doch nicht blöd waren, sondern etwas Faszinierendes hatten. Gedanken um die Tochter der bei ihnen einquartierten Flüchtlingsfamilie schwirten ihm täglich und meist in den unpassenden Momenten im Kopf umher.

So war er gestern in Gedanken an sie vertieft, als der Vater ihn im Kuhstall ansprach. Friedrich erschrak so sehr, dass er den Korb mit den Eiern fallen ließ. Das gibt sicher ein heiliges Donnerwetter von der Mutter. Außerdem können nun weniger Weihnachtскеке für die ganze Familie gebacken werden. Sein Vater allerdings zeigte etwas Verständnis. Mit einem Lächeln fand er tadelnde Worte.

Doch nun wollte die Familie fort, um mit den Eltern zu ihrem Onkel nach Kanada auszuwandern. Vor zwei Wochen waren sie mit dem Zug nach Hamburg gefahren, um sich untersuchen zu lassen und alle Formalitäten zu erledigen. Doch die Mutter hatte in weiser Voraussicht den Bauern gebeten, die zwei Zimmer-Wohnung in den nächsten 4 Wochen nicht zu vermieten. Sollte es mit der Ausreise nicht klappen, würden sie gerne zurück kommen.

Da der Vater noch unter seiner schweren Verwundung litt, bekamen sie kein Visum für Kanada und mussten zurück. So brachte sie der Zug zurück und in die Wohnung auf den Bauernhof.

Friedrichs erste Mädchenfreundschaft war wieder in der Nähe, und zur Begrüßung hatte er der jungen Dame heimlich ein Stück vom Schinken in der Räucherammer abgeschnitten und diesen auf sein Butterbrot, das er mit zur Schule genommen hatte, gelegt. Es fiel ihm leicht, auf das Pausenbrot zu verzichten.

„Nun“, antwortet ich, „es ist halt eine Geschichte. Aber sie wurde vielleicht erzählt, um gerade auch Kinder davon abzuhalten, sich hier bei Dunkelheit herumzutreiben. Einige sollten schon Angst oder zumindest Respekt einflößen. Haben Sie schon mal etwas von der Roggen- Muhme gehört?“ Mein Gegenüber schaute mich fragend an und schüttelte dann mit dem Kopf.

„Den Kindern wurde erzählt, dass in den Kornfeldern die Roggen-Muhme leben würde. Die Muhme soll eine alte Frau gewesen sein, die sich Kinder, die durch die Felder liefen, griff und mit ihnen für immer im Korn verschwand. Als Beweis für ihre Existenz zeigten die Alten gern Trampelpfade. Diese stammten zwar eigentlich von Rehen oder Wildschweinen, die durch die Kornfelder wechselten – aber erzählt wurde immer, dass das die Spuren der Roggen-Muhme seien.“

„Weshalb machte man den Kindern denn solche Angst? War doch pädagogisch eher nicht so wertvoll...“

„Ja“, erklärte ich, „Sie dürfen nicht vergessen, dass Getreide sehr kostbar war. Spielende Jungs und Mädchen hätten einen Teil der Ernte niedergetrampelt und somit die Lebensgrundlage der Bauern zerstört – oder zumindest geschmälert. Heute ist solch ein erzieherisches Verhalten undenkbar – da haben Sie sicher recht. Stellen Sie sich mal vor, was eine Kindergartenleitung für Mitarbeitergespräche führen müsste, wenn die Erzieherinnen heute den Kleinen von Wassergeistern berichten würden, die die Kinder durch das Waschbecken ziehen, wenn mal der Wasserhahn zu lange aufgedreht bleibt oder das Brot-Monster nachts an das Kinderzimmer klopft, wenn das Pausenbrot nicht aufgegessen wurde...“

Der Mann stand auf, ging zu seinem Rad und öffnete erneut seine Satteltasche. Nachdem er aus seiner Plastikflasche getrunken hatte, stieg er auf und winkte mir kurz zum Abschied. „Ja, früher war doch nicht alles so gut“, rief er noch, als er mit seinem E-Bike davonfuhr. Heute auch nicht, dachte ich so bei mir, heute auch nicht...



Mit der in Butterbrotpapier gewickelten Stulle trafen sie sich heimlich in der Ecke der Scheune, wo sich die Kinder eine heimliche Höhle gebaut hatten. Sie mussten sich immer verstecken, denn beide Elternteile waren gegen die Verbindung zwischen den Einheimischen und den Flüchtlingen.

„Da freue mich, dass du wieder zurück gekommen bist. Deine Eltern fanden das bestimmt nicht so gut. Hier, ich habe dir etwas mit gebracht.“ Aus dem sonst eher schüchternen und wenig redseligen Friedrich sprudelten die Worte nur so heraus. Er zog aus der Hosentasche die in Butterbrotpapier gewickelte Scheibe Brot mit Schinken hervor.

„Oh, ein Schinkenbrot,“ erstaunte Blicke warf Waltraud auf die Köstlichkeit in jenen Tagen. „Danke, ich habe einen riesigen Hunger. Heute Morgen haben wir nicht mehr im Lager zu essen bekommen, denn wir reisten ja ab.“ Waltraud nahm das Brot und biss ein großes Stück davon ab.

Während sich ihre Wangen mit dem im Mund verschwundenen Brot füllten, fühlte Friedrich, wie sein Herz mit hoher Frequenz pochte. Der Gedanke daran trieb ihm die Röte ins Gesicht. „Nun erzähl doch mal: wie war die Fahrt nach Hamburg und das Leben im Lager? Was hast du so alles erlebt in den letzten beiden Wochen?“ fragte Friedrich schnell, damit sie seine Gesichtsröte nicht bemerken sollte.

Es trat eine ganze Weile Schweigen ein, denn Waltraud brauchte einige Zeit um das abgeessene Stück Schinkenbrot zwischen ihren Zähnen zu kleinen herunterschluckbaren Stücken zu verarbeiten. Erst schlucken und dann Luft holen. „Also, das mit dem Zug war eine ganz schöne Fahrt, auch wenn es kaum Sitzplätze gab. Zum Glück haben wir in Uelzen endlich einen Sitzplatz bis Hamburg erwischt. Aber so lange habe ich noch nie in einem Zug gesessen. Und der Mann, der neben mir saß, hat richtig doll nach diesem Entlausungspulver gerochen. Wer weiß wo der herkam.“

Papa hat gesagt: „Das war bestimmt ein Jude, so wie der aussah“. Aber ich weiß nicht genau, wie ein Jude aussieht. Mutti meinte, es wäre ein Soldat, den man aus der Gefangenschaft entlassen hätte. Doch eine Uniform hat er nicht getragen. Er ist dann mit uns in Veddel ausgestiegen, und irgendwann habe ich ihn dann mit einem feinen Anzug im Auswanderungslager wieder gesehen“ erzählte Waltraud, und Friedrich hing an ihren Lippen, um alles über das Leben außerhalb seines Dorfes zu erfahren.

Dann kehrte wieder Ruhe ein, denn Waltraud hatte erneut vom Schinkenbrot abgeessen und brauchte einige Zeit, um den Brocken herunter zu schlucken. „Und, weiter?“ fragte Friedrich. „Das Lager war total überfüllt. Du kannst dir gar nicht vorstellen, was für Typen da herum liefen. Darunter waren richtig fiese Gestalten.“

Und, stell dir vor, da waren unter den Wachtruppen der Amerikaner Männer mit richtig dunkler Hautfarbe. Nachts sieht man nur das Weiße ihrer Augen. Und die Handflächen sind ganz weiß. Ich habe mich einmal getraut, einen zu berühren, der hat nicht abgefärbt.“

Pause. Der nächste Bissen. „Die Unterkunft war äußerst schlecht. Alles war so eng, und schlafen mussten wir mit tausenden von Menschen in einem großen Raum.“ „Das waren wohl nur Hunderte,“ warf Friedrich ein, denn dass alle Einwohner ihres Dorfes in einem Raum schlafen könnten, solch einen großen Raum konnte er sich einfach nicht vorstellen. „Gut, vielleicht habe ich etwas übertrieben, aber auch die Waschräume waren riesengroß, und so richtig sauber waren die auch nicht. Mutti hat sich immer geekelt, wenn sie dort hinein gegangen ist.“

Doch unsere Hauptbeschäftigung war warten. Stundenlang haben wir uns in Schlangen anstellen müssen, um irgendwelche Vordrucke zu bekommen, die Papa dann ausfüllen musste. Dann stellten wir uns wieder für die Abgabe an. Mir taten da oft die Füße richtig weh.“ Der nächste Biss. „In der Zeit habe ich oft an dich gedacht, und wie schön wir es hier haben.“

Bei den Worten wurde Friedrich erneut puterrot. „Ich bin froh, dass es nicht geklappt hat, denn eine Frau hat Mutti erzählt, wie gefährlich diese Überfahrt mit dem Schiff sei, wie sehr man auf alles aufpassen müsse, damit einem nichts gestohlen würde, und Papa ist wirklich noch zu geschwächt, dass er uns gegen alle Unannehmlichkeiten richtig beschützen könnte. Die Frau hat auch gemeint, dass die Amerikaner die Männer, die in der Partei gewesen waren, über Bord schmissen und dann die Frauen vergewaltigten. Da habe ich richtig Angst bekommen, denn Papa war auch Parteimitglied. Doch nun sind wir wieder zurück,“ sagte Waltraud und mit zwei Bissen war die Scheibe Schinkenbrot verschwunden.

Friedrichs Gedanken waren noch tief in dem Erlebnisbericht von Waltraud verstrickt, als diese eine Bewegung auf ihn zu machte. Sie nahm ihn in den Arm, drückte ihre Lippen auf die seinen und sprang auf.

Dies alles ging für Friedrich rasend schnell, sodass seine Gedanken Karussell fahren. „Wunderschön, dass wir wieder zusammen sind,“ sprach Waltraud und verschwand über die Leiter nach unten in die Scheune und von dort in das Haus. Friedrich blieb wie versteinert und überwältigt von der Situation und dem Erlebten sitzen. „Ich bin total verliebt,“ schoss es ihm durch den Kopf.





# MEIN WEG NACH MEINERSEN 2018

Von Ellen Reck-Neumann

Ursprünglich wurde ich im Februar 2018 in Limasol (Griechenland) geboren. Von Sternzeichen wäre ich als Mensch „Wassermann“. Mein Lebensweg führte mich auf die Straße; Hunger und Durst waren meine ständigen Begleiter.

Nach mehreren Monaten des Überlebenskampfes hat mich ein Mensch zur Hundestation gebracht. Ich war eingesperrt, aber musste nicht mehr dürsten und hungern. Der schlimmste Tag meines Lebens brach an, ich wurde in eine Transportkiste gesteckt und in den Gepäckraum eines Flugzeuges verfrachtet. Noch heute zittere ich, wenn ich eine Transportkiste sehe. Es war unheimlich, dunkel, laut und kalt. So kalt! Nach einer gefühlten Ewigkeit landete ich in Hamburg und wurde von einer Frau abgeholt. Mein Zustand war miserabel und langsam erholte ich mich in der Nähe von Celle.

Ich lebte dort mit anderen Hunden und Katzen zusammen, aber ein Zuhause war das nicht. Eines Tages im Herbst des Jahres kam eine andere Frau mit einem Mann vorbei. Diese Frau hat so gut gerochen, dass ich ihr sofort auf den Schoß gesprungen bin. Bei der Frau wollte ich bleiben und bitte nimm mich mit!

Beide Personen verließen das Haus und ließen mich zurück, obwohl ich noch am Zaun hinterher gelaufen bin. Weg waren sie! Ich war sehr traurig, die gut riechende Frau und ihr Mann waren nicht mehr da. Ich fraß kaum mehr und wollte nicht mehr spielen, nur noch schlafen. Ich schlief sehr viel und träumte von der Frau und auf einmal roch ich sie wieder. Da waren sie wieder und nahmen mich mit nach Meinersen. Ohne ein Blick zurück stieg ich in das Auto und war erfüllt von dem angenehmen Duft der Frau, die meine Frauchen werde sollte.

Mich erwartete ein Haus mit Garten für mich ganz alleine, ich musste nichts mehr teilen. Den ersten Tag verbrachte ich mit meinem Frauchen auf dem Sofa. Ich wollte ganz nahe bei ihr sein und gut aufpassen, dass sie nicht weggeht. Der Mann, der mein Herrchen werden sollte, arbeitete im Garten.

Erst am zweiten Tag gingen wir auf Besichtigungskurs. Ganz toll dabei finde ich das Autofahren. Ich liebe es!

Ich liebe Menschen hier!

Ich liebe Hände!

Ich liebe mein neues Zuhause, denn jetzt bin ich in Meinersen wirklich zu Hause. Besonders toll finde ich es, wenn mein Herrchen ein Nickerchen macht und ich neben



Lotte



Leni



Aaron



ihm schlafen darf. Und ich liebe meinen Schlafkumpel, der kommt uns immer besuchen und schläft im Wintergarten. Mein Schlafkumpel hat eine schwarze Hautfarbe, jedoch interessiert mich das nicht, denn ich bewerte die Menschen nach ihrem Charakter. Schon in der ersten Nacht durfte ich bei ihm auf der Decke schlafen, jetzt schlafe ich unter der Decke. Mein Schlafkumpel ist wunderbar warm und darum stehe ich, wenn er da ist, immer spät auf. Manchmal ist mein Frauchen dann schon ohne mich zur Arbeit gefahren, weil ich verschlafen habe.

Apropos, ich begleite mein Frauchen oft zur Arbeit. Meistens darf ich mit zu den Kindern und Erwachsenen.

Es ist dann immer ganz toll, wenn mein Frauchen spricht, lege ich mich auf ihr gut riechendes Tuch und schlafe ein paar Stunden. Danach gehen wir dann immer spazieren. Wenn ich nicht mitgehen darf, warte ich im Auto. Im Auto habe ich ein kuscheliges Körbchen, Futter und Wasser. Da kann ich auch wunderbar schlafen und ich weiß, dass mein Frauchen wiederkommt.

Wie Sie lesen, geht es mir in Meinersen sehr gut, dabei fing mein Leben wirklich anders an. Meine Lieblingsorte im Dorf sind recht vielfältig. Einige möchte ich gern aufzählen! Bei Leni, Aron und Lotte bin ich besonders gerne. Da wird spazieren gegangen, gespielt und ganz wichtig viel gestreichelt. Die Playmobilfiguren sind sehr verführerisch, jedoch nicht für mich. Den Garten muss ich mir mit der Katze teilen. Die Katze mag mich nicht. Das kann ich nicht verstehen, da ich ein Katzenfreund bin.

Die Kinder wohnen im Pfarrhaus und am Anfang hatte ich große Angst vor dem Klang der Glocken, aber jetzt spiele ich schon draußen, auch wenn die Kirchglocke läutet. Anbei ein paar Zeichnungen der Kinder von mir und der Umgebung. Gerne gehen die Kinder mit mir in den Park der Gemeinde Meinersen oder an der Oker entlang. Da gibt es immer etwas zu entdecken und zurzeit suchen wir Okersteine. Meistens liegen diese Steine jedoch nicht auf dem Gehweg, sondern irgendwo oben und daher habe ich fast keine Chance einen Stein zu finden.

Gerne besuche ich auch eine Dame von der Bank, dort bekomme ich immer leckere Drops und eine super Streicheleinheit. Mein Frauchen geht ihren Bankgeschäften nach und ich werde geherzt. Besser kann es doch nicht sein.

Am Wochenende gibt es meistens einen Extraspaziergang zur Schleuse. Dort ist alles sehr gepflegt und grün. Es riecht frisch und das Rauschen des Wassers ist sehr beruhigend. So sitze ich oft mit meinem Frauchen und Herrchen neben der Parkbank und bin sehr dankbar, dass ich hier in Meinersen ein neues wunderbares Zuhause gefunden habe.

Mit pfotigem Gruß  
Benny

## WAS IST LÄNDLICH GEWESEN, BEISPIELSGEWISSE IN LACHENDORF?

### Von Dietlind von Bernuth

„Leiden Sie an Allergien?“ wurde ich vor meiner Knie-Operation 2019 gefragt. „Nicht dass ich wüsste, ich bin doch auf dem Lande aufgewachsen.“ Beim Schreiben spüre ich wieder, wie der braune Brei frischer Kuhfladen zwischen meine Zehen quillt, eklig, aber auch weich und angenehm warm an kühlen Sommertagen. Nach der Flucht von einem schlesischen Gut wohnte ich (\*1938) mit meinen Eltern von 1945 bis 1960 in Lachendorf im alten Wohnhaus der Familie Drewsen, das am Hof der Papierfabrik stand.

Auf dem Weg zur Grundschule in der Ahnsbecker Straße fragte ich mich nicht nur einmal, wo es sich besser barfuß laufen ließ, neben den Katzenköpfen der Fahrbahn auf dem Grasstreifen, wo außer Kühe auch noch Schafe, Ziegen und Gänse hingeschietert hatten, oder gegenüber auf dem Bürgersteig, der an der Bäckerei Körner, dem kleinen Lebensmittelgeschäft Grünwald und Dobberkau, dem Textilladen, entlangführte. Dort taten mir die Füße auf Schottersteinchen weh. Und sauber war der Belag auch nicht. Nachdem die britische Besatzungsmacht aus Furcht vor TBC öffentliche Spucknäpfe verboten hatte, rotzten und spuckten Männer einfach auf die Straße. Taschentücher und Waschmittel waren knapp.

Egal wie der Boden beschaffen war, Dietmar, mein kleiner Vetter (\*1941), spürte ihn kaum mehr, so dick war die Hornhaut unter seinen nackten Sohlen geworden. Gleichmütig nahm er auch später Bienenstiche hin. Hedela Drewsen, unsere Tante, erlaubte dem Vierzehnjährigen, ein Bienenvolk einzufangen, das von ihrem Stand ausgeschwärmt war. Der alte Imker Ilper hatte ihm zuvor einen Bienenkorb geschenkt und gezeigt, wie er mit einem Brei aus Lehm und Kuhmist innen und außen bestrichen werden musste. Von seinem ersten Honiggeld kaufte sich Dietmar eine kurze Lederhose, sehr praktisch in der Zeit damaliger Kleidungsnot. Er ist bis heute ein Hobby-Imker geblieben.



Knapp war auch künstlicher Dünger. Daher war sich Walther Drewsen, damaliger Besitzer der Papierfabrik, nicht zu schade, im Dorf mit Schaufel und Eimer Pferdeäpfel aufzusammeln. Gute Erträge der Drewsen'schen Gärten waren bitter nötig für die Mitversorgung der zahlreichen Bernuth-Mischpoke. Im alten Haus kamen nach dem Krieg zeitweise bis zu 40 Personen unter, außer ein paar Einheimischen größtenteils Flüchtlinge aus dem Osten. Zusammen mit den zahlreichen Mitgliedern der Drewsenfamilie füllten sie nach Wegzug rheinischer Bombenflüchtlinge, ukrainischer Zwangsarbeiterinnen und niederländischer Kollaborateure das Haus bis in die kleinste Bodenkammer.

Das alte Drewsen-Haus hätte auch in ein städtisch geprägtes Ortsbild gepasst, aber sein Umfeld war damals noch weit ländlicher als heute. Nördlich des Fabrikhofes lagen etwa dort, wo sich seit 1999 der neue Haupteingang der Fabrik befindet, die Wirtschaftsgebäude eines größeren Bauernhofes. Ihn durchquerte ich in meiner Fahr- schulzeit, um den Weg zum mittlerweile stillgelegten Bahnhof abzukürzen, oft in großer Angst vor einem bissigen Schäferhund, der an langer Kette an einem über den ganzen Hof gespannten Drahtseil einen weiten Auslauf besaß. Wenigstens war man vor dem Zuchtbullen sicher, mochte er auch in seinem engen Stall rumoren. Bedauerlich nur, dass es Kindern verwehrt wurde, ihm bei der ‚Beglückung‘ von Kühen zuzusehen. Ferngehalten wurde man im Herbst auch von der ratternden und rüttelnden, in Staub gehüllten Dreschmaschine. Wir Kinder durften aber die Fütterung von ein paar Muttersauen und ihren Ferkeln miterleben und unbeaufsichtigt auf dem Heuboden spielen. Ich erinnere mich an niemanden im Umkreis, der an Heuschnupfen litt.

Von der alten Situation ist eine hölzerne Fußgängerbrücke übrig geblieben, ‚Küchensteg‘ genannt: Er führte vom Hof zur Küche des im alten Haus wohnenden Hopfächters und nach wie vor über einen schmalen Kanal, eine Wiese und den Freilauf der Lachte zum Fabrikhof. Auf dieser Wiese blühten in den Nachkriegsjahren Wiesen- schaumkraut, Kuckuckslichtnelken und Sumpfdotterblumen, heute selten gewordene Wildblumen. Wir Mädchen flochten uns Kränze aus Gänseblümchen oder Margeriten. Blätter des Giersch dienten als Ersatzspinat.

Fische aus der Lachte auf den Tisch: Schön wär's gewesen, besonders in den Hungerjahren vor 1950! Aber woher Angelhaken und Reusen nehmen und nicht stehen? Mein älterer Vetter Harald (\*1935) fing einmal zusammen mit dem Bauernsohn Karsten K. mit den Händen einen Aal. Hätten sie mir ihn doch nicht auf mein Betteln hin zum Halten gegeben! Wild um sich schlagend glitschte er mir aus den Händen zurück in den Mühlengraben. Harald gelang es dann noch, einem alten Karpfen, der in einem Kolk am Fuße des Lachte-Stauwehres stand, so lange einen Köder an einer selbst gebastelten Angel vors Maul zu halten, bis er zubiss - und in der Pfanne lan-

dete, genauso wie ein Eichhörnchen, das er mit dem Luftgewehr im Park hinter dem Haus zur Strecke gebracht hatte.

Das Stauwehr war damals nicht wie seit 1966 im Kern eine Stahlspundwand, sondern aus Holzbohlen und -planken gebaut. Diese waren nach dem Krieg teilweise morsch oder schon aus der Wand herausgebrochen. Wenn man sich durch das herabstürzende Wasser hindurchdrückte, konnte man in den Innenraum des Wehres unterhalb des Oberlaufwassers eindringen. Haufen von Wasserpflanzen lagen dort, auch große graue Tonklumpen, vereinzelt tote Fische und auch mal der Kadaver eines Ferkels. Ungefährlich war es nicht, am maroden Wehr zu spielen. Als Harald in einen dicken rostigen Nagel trat, entging er nur knapp einer Blutvergiftung.

Als Abenteuerspielplatz eignete sich auch das Parkgelände am rechten Lachte-Ufer, in dem seit 1951 das neue weiße rietgedeckte Drewsenhaus steht. Vor seinem Bau wurde dort, wo sich heute eine von alten Bäumen eingerahmte große Rasenfläche ausbreitet, ein verschiffter Fischteich zugeschüttet.

Zuvor war dort unsere Jagd nach Maikäfern und Fröschen ergiebig gewesen, trotz zahlreicher gefiederter Konkurrenz. Man konnte den Ruf des Pirols aus der Nähe hören und außer Graureihern manchmal auch einen Eisvogel sehen. Nachdem betrun- kene amerikanische Soldaten am Tag der Siegesfeier das mit Jungvögeln besetzte Storchennest auf dem kleinen alten Fabrikschornstein in Brand geschossen hatten, kehrte ein Altstorch zwar in den Folgejahren kurz zurück, lehnte aber das Ersatzrad auf dem Bürogebäude ab.

Die Betriebsamkeit auf dem Fabrikhof und der Maschinenlärm nahmen in den Wirt- schaftswunderjahren zu. Der Wohlstand stieg, nicht nur hör-, sondern auch sichtbar: Das schmutziggraue Wohnhaus wurde gelb verputzt. Hühner verschwanden endgül- tig aus den parkseitigen Blumenrabatten. Kaninchen in den Schuppen hinter dem Haus benötigten nur noch die Flüchtlinge. Drewsens Senior freute sich nun an seinen weißen Pfauentauben.

In ihrer dekorativen Wirkung übertrafen die Tauben gelegentlich noch Damen in lan- gen Abendkleidern, die sich zusammen mit Herren in Frack oder Smoking auf dem Rasen des kleinen Parks am Haus ergingen, vor und nach einem Mehrgänge-Menü und zwischen Walzer und Rock `n` Roll. Mehrere Hochzeiten in meiner Verwandt- schaft wurden bis Anfang der 1960er-Jahre noch im alten Haus gefeiert. Dort, wo es gestanden hatte, fand ich im Spätsommer 1968 nur noch einen leeren Platz vor. Man brauchte ihn als Baugrund für eine Zellstoff-Lagerhalle.

Für den Bau einer großen Maschinenhalle wurde 1999 auch das winzige Haus am Mühlendamm abgerissen, das die beiden verheerenden Brände 1848 und 1850

überstanden hatte. Mehr schmerzte noch, dass alte Platanen und zwei gewaltige Blutbuchen gefällt werden mussten, ebenso wie auf der rechten Seite der Lachte die jahrhundertealte denkmalgeschützte sog. Franzoseneiche. Zudem fielen zahlreiche Bäume im ‚Groten Goarn‘ der Anlage eines großen Parkplatzes der Fabrik zum Opfer. Längst waren für das Wirtschaftsleben des Dorfes Industrie und Gewerbe wichtiger geworden als die abnehmende Zahl der Bauern und erst recht als diejenigen, die sich für den Erhalt der idyllischen alten Kulturlandschaft im Umkreis der Papierfabrik einsetzten.



## EIN ADMIRAL, DAS BAUMHAUS UND CARLOTTA

Von Elsa Gedig †

Dieser Schritt! Das kann nur Grete sein! In der Lücke zwischen Hasel und Holunder unter den Eichen zum Hof hin taucht jetzt auch ihr roter Schopf auf. Sie bleibt am Gartenzaun stehen und schnuppert an der cremefarbigem Strauchrose. Sie sieht nicht, dass ich sie sehe.

Ich fange sie gern zu einem Klönschnack ab. Grün ist einfach ihr Leben. Aber heute möchte ich allein im lichten Schatten der mächtigen Walnuss sitzen. Meinem Lieblingsplatz. Von hier aus habe ich einen wunderbaren Blick hinaus in die Landschaft, unter dem knorrigen Apfelbaum hindurch, in dem Carlottas Baumhaus Platz hat. Beuge ich mich ein wenig nach links, erscheint ein Blütenmeer aus Malven, Phlox und Sonnenhut, das den Gemüsegarten umrahmt.

Ein Admiral flattert vorbei und setzt sich auf die blassvioletten Dolden des Wasserdosts. Ich bin sehr zufrieden, dass ich den leichten Anfeindungen aus dem Familienkreis standgehalten und mich durchgesetzt habe. An der Scheune entlang dürfen jetzt die Brennesseln wuchern. Die Gartentür fällt hinter Grete ins Schloss. Auf der Abdeckung des alten Brunnens finde ich eine Handvoll Porreepflanzen, eingewickelt in feuchtes Zeitungspapier.





## EIN SPÄTER VORMITTAG AM FENSTER

Von Elsa Gedig †

Gestern Abend ist es spät geworden. Ich stehe versonnen vor dem hellen Kleiderschrank und weiß zum 37sten Mal nicht, was ich anziehen soll. Ich trete an das Fenster, schaue hinaus in den Dezember-Garten und versuche, mit den Augen die Temperatur zu ertasten.

Eine feine Decke aus Puderzucker überzieht die Rasenwiese, modelliert die Bodenoberfläche nach, gibt aber auch erste schwarze Flecken im Gemüsegarten wieder frei.

Die matten Vormittagsstrahlen schaffen es noch nicht, den alten bizarren Pflaumenbaum zu übersteigen, schräg fallen sie durch den Haselbusch auf das Porreebeet. Der Lauch hat unter der Last der Witterung seine grünen Schäfte seitlich abgeknickt, schaut in seiner gefrorenen Zerzaustheit ein wenig trotzig aus.

Die Fichtenreiser auf dem Feldsalat lugen mit ihren Spitzen aus der weißen Decke hervor. Sonnenstreifen zaubern auf dem Rindenmulchweg ein Hell-Dunkel-Muster. Rastlos huscht ein winziger Vogel zwischen den Zweigen des mächtigen Fliederbusches hin und her, pickt immer wieder nach Insekten in den Samenständen, die ich trotz Leiter nicht erreichen konnte. Es scheint ein Wintergoldhähnchen zu sein mit diesem markanten orangefarbenen Scheitelstreif. Mein Blick schweift über die angrenzende Wiese, bleibt nur einen kurzen Moment an der Lichterkette in der Blaufichte meines Nachbarn zur Rechten hängen, und erfasst plötzlich einen schwarzen Erdaushub, der immer größer wird. Ich denke an Herrn Grabowski, lächle und ziehe den anthrazitfarbenen flauschigen Wollrock mit der Flanellbluse in Rosa an.

## FAHRRAD- WANDERUNG AN DER LACHTE IN 30 JAHREN – MIT VISIONEN

Von Hans Türschmann

Wir schreiben den 12. August 2051, es ist ein Sonnabend.

Die beiden befreundeten Ehepaare, nennen wir sie Dirk und Greta, sowie Sven und Gaby, treffen sich früh morgens mit ihren Fahrrädern im Bahnhof von Celle. Das seinerzeit als Metronom tätige Bahnunternehmen existiert immer noch. Auch ist die Bahnstrecke zwischen Hannover und Hamburg inzwischen dreigleisig ausgebaut. Die Bahn hat ihre Kapazitäten für die Mitnahme von Fahrrädern nahezu verdreifacht. Denn Fahrradfahren - ob mit oder ohne Unterstützung - boomt bis jetzt und konkurriert - zumindest im Nahbereich - mit der Auto-Mobilität. Dazu beigetragen hat wesentlich die verbesserte Elektromobilität der Fahrräder mit entsprechend leistungsstarken Akkus. Mit Hilfe derer kann man problemlos - auch in hügeligem Gelände - bis zu 100 km als Tagestour bewältigen.

Ziel der Fahrradgruppe ist nun der Bahnhof Unterlüß, wo eine Tour durch den Lüßwald und das Lachtetal - sozusagen auf der Grenze zwischen Süd- und Ostheide - beginnen soll.

Dirk, der die geplante Strecke bestens kennt, sagt: „Es erwartet Euch eine Kombination von Natur und Technik, wie sie in unserer Region wohl einmalig ist. Seid mal gespannt darauf!“

Sie verlassen in Unterlüß die Bahn und fahren durch den Lüßwald in Richtung Weyhausen. Schon seit längeren Jahren gibt es Radwege durch den Wald und die Feldfluren, die nicht mehr ausschließlich an vielbefahrenen Bundes- oder Landstraßen entlang führen. Es ist fast überall eine vorbildliche, fahrradfreundliche Infrastruktur geschaffen worden.



Bereits im Lüßwald, der eigentlich seit jeher viel Mischwald enthält, sieht man den Erfolg eines seit Jahrzehnten durchgeführten Waldumbaus. Das wird noch mehr auffällig in dem großen Waldgebiet jenseits der B 191, die wir in Weyhausen kreuzen. Die B 191 ist inzwischen doppelspurig als Zubringer von Celle zu der inzwischen entstandenen A 39 zwischen Wolfsburg und Lüneburg ausgebaut.

Der Waldumbau fand und findet in der Form statt, dass man die Monokulturen von Kiefern und Fichten aufgibt. Stattdessen sind und werden abwechslungsreiche Mischwälder angelegt. Diese erreichen sicher in 50 Jahren eine stattliche Höhe und tragen schon jetzt zu einer Klimaverbesserung bei.

Nicht zuletzt wurde ein Umdenken bei den Waldkulturen durch die um 2020 stattgefundenen Klimadiskussion ausgelöst. Seinerzeit gab es ja einige katastrophale Dürrejahre, die wiederum eine Borkenkäferplage beförderten.

Bei der jetzt sichtbaren Umgestaltung wird sogar dem Charakter eines Heidewaldes Rechnung getragen, indem man auch einzelne Flächen für das Heidekraut einbindet. Und jetzt, im August, kann man sich vielerorts an dem lila Leuchten der Heide erfreuen. Mit solchen ersten Eindrücken gelangt die Radfahrergruppe über die Ortschaft Hagen nach Auermühle, wo ca. 1 km nördlich die Lachte entspringt.

Sie werfen einen Blick auf das Herrenhaus des ehemaligen Beindorffschen Gutes (Pelikan Hannover), das 1914 errichtet wurde. Mittlerweile ist dieses herrliche Gebäude, das ganz lange leer stand, wieder hergerichtet und zu einem Juwel für den Tourismus geworden.

Von hier aus soll es bis Celle mal rechter Hand, mal links, immer an der Lachte bzw. ihrem Tal entlang gehen. Die Lachte genießt den Status eines Heidebaches.

Erstmal geht es aber über Lüsche nach Steinhorst, wo alle sich an dem kleinen aber feinen Schulmuseum erfreuen, das hier schon seit 1992 existiert.

Auch auf dem Weg von dort bis hierher waren die Fortschritte des Waldumbaus deutlich sichtbar.

Die Radfahrer erinnern sich an die Jahre 2018 bis 2025, in denen Gott sei dank schließlich eine Trendwende bei der Klimakrise erreicht wurde. Das gelang jedoch erst durch eine weltweite Einschränkung des CO<sup>2</sup>-Ausstoßes nach heftigen Interventionen der Weltbevölkerung (Stichwort Greta Thunberg).

Weiter geht die Radtour im Lachte-Tal entlang nach Wohlenrode/Grebshorn.

Dirk bewegt die Radfahrer nun zu einem Abstecher in die Feldmark, die hier Schmarloh genannt wird. Die Flur Schmarloh liegt kreisübergreifend zwischen den Ortschaften Ahnsbeck und Groß Oesingen sowie zwischen Hohne und Hohnhorst, südlich der Lachte.

Und hier sehen die Radfreunde, was Dirk am Morgen mit einem Zusammenwirken von Natur und Technik gemeint hatte.

Drei Arten umweltschonender Energiegewinnung sind in diesem Gebiet installiert worden. Als Erstes gibt es eine Konzentration von Windrädern. Diese konnte nur mit großem Engagement der Einwohner umliegender Ortschaften gelingen und der Einsicht, dass eine solche Dichte besser ist, als eine fleckenmäßige Errichtung in Wald- und Naturpark- Gebieten bzw. auf guten landwirtschaftlichen Flächen. Dazu wurde bereits 1998 eine Interessengemeinschaft „Windpark Schmarloh e.V.“ gegründet.

Allein die Windmühlen dieses Parks, die von 19 auf 55 aufgestockt worden sind, decken das Volumen an Strombedarf für rd. 80.000 Haushalte (im Jahre 2050), und das ist die Einwohnerschaft des Landkreises und der Stadt Celle zusammen mit rd. 180.000 Personen.

Außer diesem Windpark ist aber jetzt auch noch im Schmarloh ein Solarpark entstanden, kreisübergreifend in Richtung Groß Oesingen. Auf einer riesigen Ackerfläche sind die Elemente für die Gewinnung von Sonnenenergie erstellt worden und flankieren somit die Stromerzeugung des Windparks.

Unweit dieser beiden Parks befindet sich die künstlerische Klanginstallation „Jasper slüßt den Schmalloh tau“. Es erinnert an die Sage von einem nachts im Nebel herumirrenden Mörder, der keine Seelenruhe findet.

Hier machen die Radfahrer eine längere Rast, und Dirk erzählt diese Sage ganz. Nach kurzer Weiterfahrt stößt die Gruppe dann zwischen Bunkenburg und Ahnsbeck auf ein Feld mit großen Bohranlagen, wieder ein technisches Highlight.

Die vier Radfahrer erinnern sich hierzu:

In den Jahren 2019/2020 hatte hier ein bekanntes Celler Unternehmen für die Erdöl- und Erdgas-Erschließung eine Tiefbohrung zur Erforschung der Lagerstätten nieder gebracht. Dabei hatte sich herausgestellt, dass in geringer Tiefe eine wirtschaftliche Förderung der Erdwärme in unserer Region möglich ist. Damit wurde eine weitere umweltfreundliche Ressource erschlossen.

Und mit Erkenntnissen, auch aus dieser Forschung, wird mittlerweile an vielen geeigneten Stellen Erdwärme gefördert.

Dirk, der sich vor der Radtour mit allen drei Energieformen intensiv beschäftigt hatte, erläutert den Teilnehmern dazu ganz viele Details.

Vor Jarnsen mündet die Lutter in die Lachte. Für den Zusammenfluss von Lutter und Lachte, mitten im Wald, fand der Volksmund den Landschafts-Begriff „Himmelreich“.

Ab hier fährt die Gruppe wieder im Lachte-Tal durch Beedenbostel, einem früheren

Kernort der Gegend, im Mittelalter sogar ein Gerichtsort, nach Lachendorf. Dieser Ort hat sich schon lange zu einem großen Zentrum entwickelt. Weithin ist schon der Schornstein der Papierfabrik zu sehen.

Die dort ansässige Papierfabrik ist der wichtigste Arbeitgeber der ganzen Region. Und auch dieses Industrie-Unternehmen arbeitet schon lange unter umweltfreundlichen Bedingungen.

Hinter Lachendorf beginnt dann das große Waldgebiet „Die Sprache“.

Hier ist nur an wenigen Stellen der Waldumbau nötig geworden. Begünstigt durch eine weiträumige Niederung an der Lachte ist nämlich schon immer Mischwald vorherrschend. Ganz entspannt nähert sich die Gruppe nun durch „Die Sprache“, westlich von Lachendorf, dem Ausgang der Radtour, der Stadt Celle.

In Lachtehausen geht es nach links an die Aller heran und von der Altenceller Brücke in Richtung Stadt. Dabei wird ganz zuerst die Ostumgehung von Celle unterquert, die seinerzeit nach langen und erheblichen Querelen im Jahre 2025 fertig gestellt worden ist.

Etwa auf halber Strecke von der Altenceller Brücke nach Celle wird dann wieder die Lachte überquert, die dort nach wenigen Metern in die Aller mündet. Schließlich geht es über die Pfennigbrücke in die Innenstadt, wo die Radwanderung nun in einem Lokal ausklingen soll.

Zuvor vergleichen die Vier noch ihre Tageskilometer auf dem Tacho:

Sie sind insgesamt 78 km gefahren.

Eine lange, aber hoch interessante Radtour mit viel Natur, in der aber auch geballte aber umweltfreundliche Technik einen Platz gefunden hat, liegt hinter der Radfahrergruppe.

## HEIMLICHKEITEN

### Von Gertrud Tostmann

Nahe an unserem kleinen Dorfe Grebshorn in der Lüneburger Heide fließt die Lachte. Zu beiden Seiten dieses kleinen Baches zieht sich ein Waldstück hin. Es gilt als Naturschutzgebiet. Hier wächst alles wie es will. Zwischen den Bäumen stehen Sträucher und Dornen, der Boden ist mit Moos bedeckt. Es gibt keinen breiten, ebenen Weg zum Spaziergang, da ist nur ein schmaler Fußweg, deshalb trifft man hier nur ganz selten mal einen Menschen.

Weit in diesem Wald liegt eine große, alte Baumwurzel, die wohl irgendwann ein starker Sturm aus der Erde gerissen hat. Sie ist ganz und gar mit Moos bewachsen und sieht prächtig aus. An einer Seite, zwischen zwei Wurzeln, ist ein ziemlich großes Loch und man kann sehen, dass hier irgendetwas rein- und rausläuft. Was kann das sein? Ich meine, es können Zwerge sein. Ihr glaubt es nicht? Ich aber doch! Wer legt denn sonst immer wieder die starken Zweige quer über den Pfad? Es können doch nur welche von diesen kleinen Geistern sein, weil sie nicht wollen, dass hier irgendwelche Leute herumlaufen. Ich gehe oft und gern zu dieser Stelle. Irgendwann muss ich doch einmal ein Zeichen finden, dass ich mit Gewissheit sagen kann: Hier wohnen ganz heimliche Gesellen.

In der Nähe der Wurzel kann man die Lachte überqueren, über die Steinbrücke. Auch sie ist ein ganz besonders schöner Ort. Von unten ist sie ein Rohr, mehr als manns-hoch. Im Wasser liegen viele dicke Steine auf weißem Sand. Das Wasser fließt schnell und ist glasklar. Kommt viel Wasser den Bach herunter, dann murmelt es und erzählt. Ist er nur halb voll, dann gluckst und gluckert es, dass es sich lustig anhört. Wenn er aber flach ist, dann spritzt das Wasser über und zwischen den Steinen inmitten der Sonnenstrahlen, die oft bis auf das Wasser reichen. Ich stehe immer wieder gern auf der Brücke und beobachte, was alles angeschwommen kommt und überlege, wo es wohl ins Wasser gefallen ist.

Einmal sind mir an dieser Stelle Elfen begegnet, das heißt, ich habe sie nicht gesehen – nur gehört. Ich war bei meinem Sonntagsspaziergang auf der Brücke angekommen und stand an das Geländer gelehnt in der Sonne. Da hörte ich leise Musik. Woher kam sie? Es hat eine ganze Weile gedauert, bis ich bemerkt habe, dass sie



unter der Brücke herkam. Ich kletterte langsam die Böschung herunter, aber es war niemand zu sehen. Kann es ja auch nicht. Elfen und Feen machen sich gleich unsichtbar, wenn Menschen in ihre Nähe kommen. Die Musik aber war gut und deutlich zu hören. Es war keine fertige Melodie, wie bei einem komponierten Lied, sondern einzelne Töne – als wenn man ein Instrument einstimmt; mal höher, mal tiefer, mal schneller, mal langsamer nacheinander, wie auf einer Harfe. Ich bin eine lange Zeit stehen geblieben und habe mich an dem wunderbaren Klang sattgehört. Sooft ich auch wieder an diesen Platz gekommen bin, die Musik habe ich nicht wieder gehört. Ein solches Wunder erlebt man nur einmal, wenn man zur richtigen Zeit am richtigen Ort ist. Aber wer einmal so etwas Schönes erlebt hat, der behält es für immer in seinen Gedanken und fühlt sich wie ein Glückskind.



## MAL ERFORSCHEN

### Von Joachim Gries

„Da möcht' ich nicht tot überm Zaun hängen“, neulich habe ich diesen Satz wieder gehört. Nur den Namen eines Ortes erwähnt, unvermittelt platze aus meinem Gegenüber diese Total-Verteufelung heraus. Meine Nachfrage, was denn dort so schlimm sei, erfuhr eine kurze Antwort: „Alles“. Nachbohren ergab, dass mein Gesprächspartner kein traumatisches Erlebnis in dem Dorf hatte, er hatte dort keine negativen Erfahrungen gemacht, er kannte den Ort nur vom sporadischen Durchqueren mit dem Auto – hatte wohl mal vor Jahrzehnten dort übernachtet, ohne dass etwas Dramatisches passiert war. Sein Bauchgefühl, sein „das-mag-ich-nicht-Empfinden“ hatte sich im Lauf der Jahre zur Aversion ausgewachsen. Meine Anregung, der Sache mal auf den Grund zu gehen, mal nachzuspüren, ob es dort nicht vielleicht doch schön sei, wie es viele Zeitgenossen behaupten, fand kein Gehör. ... „Nein, danke, kein Bedarf“.

Mancher Mensch ist fix mit seinem Urteil, besonders in digitalen Zeiten. Flüchtiger Eindruck reicht, um den Daumen zu heben oder zu senken. Genaues Hinschauen ist nicht jedermanns Sache. Sich auf etwas einlassen, mal auf die Suche gehen, nee lieber nicht.

Mir als Ureinwohner von Eschede sind die Dörfer der näheren Umgebung nicht unbekannt. Auf Anhieb finde ich hin. Hinter der Kreisgrenze lassen meine Ortskenntnisse nach, das räume ich ein. In ein paar Auto-Minuten sind wir dort – in einer fremden Welt. Gut, die Menschen sprechen die gleiche Sprache, wir können die Straßenschilder entziffern oder im Gasthaus etwas bestellen, die Häuser sehen aus wie bei uns, die Landschaft auch. Wir können Inschriften auf Balken entziffern, Vorgärten begutachten, und vielleicht stellt sich das Gefühl ein: „Eigentlich ganz schön hier“. Doch wenn wir dort niemand kennen, wenn wir dort mit niemand reden, bleibt uns vieles verborgen. Wir erfahren nicht, was da so läuft.

Das Miteinander der Menschen prägt das Leben auf dem Dorf, damals mehr als heute. Landwirtschaft und Handwerk boten die wirtschaftliche Grundlage für die





Bewohner. Natürlich war das nicht Idylle pur, wie wir uns die guten alten Zeiten verkörpern, eher harte Arbeit und oft auch Zwang. Alles stehen und liegen lassen und sein Glück in der Ferne suchen, das war früher die Ausnahme. Mobilität über weite Strecken für jedermann ist eine moderne Erfindung, die einherging mit der Konzentration der Arbeit.

Natürlich waren die Menschen vor Jahrhunderten auch mobil. Was die Füße oder die Pferde eben so ermöglichten. Ein Wegenetz verband die Dörfer meist auf kürzester Linie, sofern es die Landschaft hergab. Bäche waren schon ein ziemliches Hindernis. Menschen verirrteten sich im Moor, erfroren im Winter, weil sie vom Pfad abgekommen waren. Undenkbar in heutigen Navi-Zeiten. Kleiner Exkurs: Wir fahren heute in den Fluss, weil uns der digitale Beifahrer nicht gesagt hat, dass wir auf die Fähre warten müssen.

Eheschließungen waren in vergangenen Jahrhunderten häufig der Grund, sein Heimatdorf zu verlassen. Die künftige Ehefrau, der künftige Ehemann lebte oft im Nachbardorf. Überschaubare Distanz, Kommunikation funktionierte damals irgendwie ohne Handy und Facebook.

Wer mal seine eigene Familiengeschichte anhand alter Schatzregister oder Kirchenbücher zurückverfolgt hat, der wird feststellen, dass seine Ahnen, seine fernen Verwandten im Lauf der Jahrhunderte sehr wohl mobil waren. Die eigenen Wurzeln ziehen sich durch die Dörfer. Familie Gries – mal so als Beispiel – kam jedenfalls viel rum: Eldingen, Metzingen, Wohlenrode, Bargfeld, Hohnhorst, Scharnhorst, Dalle, Neuensothrieth, Eschede, Celle. Und wenn wir dann noch die Geschwister der Vorfahren und deren angeheiratete Männer wie Frauen unter die Lupe nehmen, dann können wir auf der Karte unzählige Orte mit einem Sternchen versehen, Bröckel etwa oder Päse, Schlüpke oder Uetze. Und könnten heute in vielen Dörfern der Region den erstbesten Menschen, der uns über den Weg läuft, mit einer gewissen Berechtigung fragen: „Sind wir eigentlich miteinander verwandt?“

Übrigens könnten wir auch in Hamburg, Bremen oder Sachsen, in New York oder Chicago auf Spurensuche gehen. Aber das nur am Rande.

Nun mögen ja all diese Orte hier in der Gegend nicht umwerfend schön sein, aber für mich hat ihr Name einen gewissen Klang. Denn sie sind Teil meiner Familiengeschichte und machen mir die Region reizvoll. Da gibt es noch ein bisschen zu forschen. Und vielleicht auch ein bisschen mit den Leuten zu reden. Andere wollen da vielleicht nicht mal tot überm Zaun hängen. Manche Menschen sind schon komisch.

Als mir im August jemand erzählte, dass er aus Metzingen komme, da hätte ich fast spontan geantwortet: „Da komme ich auch her.“ Stimmt ja in gewisser Weise, ist nur schon ein bisschen her.

## OHO FER GESCHICHTEN „SPARGELMESSER – WETZESTEIN“



### Von Klaus-Jürgen Gramberger

Ein Freund fragte mich bei einem Besuch, was da für ein geheimnisvoller Stein (siehe Foto) in meinem Garten stehe und ob es ein Runenstein wäre?

Ab 1954 wurde der Spargel gesteckt und der letzte im Anfang der 1980er Jahre totgestochen. Fast 30 Jahre lang wurde der Stein zum Schärfen der Spargelmesser benutzt, daher die tiefen Kerben!

Kein Runenstein, ein Wetzestein!

Das ist das Geheimnis des Steins!





## PÄSE – DAS DORF DER REITER UND PFERDE

Von Hans-Peter Becker

In Niedersachsen ist die Pferdezucht von alters her zuhause, und Pferde waren vor dem Einzug der Traktoren in die Landwirtschaft für die Bauern von existentieller Bedeutung.

Die Bäuerin Erna Lahmann beschreibt in ihrer Broschüre („Wenn ich so zurückblicke ...“) die Wichtigkeit der Pferde so: „... sie waren unser Stolz: Freund, Helfer, Begleiter, treu ergeben – geliebt, geachtet – ohne sie kein Dorf, kein Bauernhof denkbar. Wo ein gutes Gespann auf dem Hof war, da wusste man: der Betrieb ist in Ordnung! Mit einem Gespann zu fahren, auf das man sich in jeder Situation verlassen konnte, war Freude und Stolz, war Sicherheit!“

Das kleine Dorf Päse ist die Heimat vieler Pferdefreunde, sie sind zum Teil im Reit- und Fahrverein organisiert und können auf den Reiterhöfen ihrem Hobby nachgehen. Reiter aus Päse errangen bei nationalen und internationalen Turnieren gute Plätze.

Mehr als 150 Pferde werden im Ort gehalten: als Reit- und Kutschpferde, weniger als Helfer bei der Arbeit, sondern häufig als Spielgefährten für die Kinder. Die Mädchen im Dorf lieben ihre Haflinger und führen sie stolz Besuchern vor. Es ist kaum möglich, einen Spaziergang durch Päse zu machen, ohne Pferde zu sehen. Auf großzügigen Weiden zwischen den Hofstellen grasen Hannoveraner und Shetlandponys, oder sie scharren im Sand der Paddocks.



## PÄSE IM SCHATTEN DER ALTEN EICHEN

Von Hans-Peter Becker

Das einst landwirtschaftlich geprägte Dorf ist reich begrünt mit zahlreichen einzelnen Laubbäumen und kleineren Hainen. Die Eichen (*Quercus robur* und *Quercus petraea*) – teilweise bis zu 300 Jahre alt – herrschen unter den Bäumen vor und prägen das Ortsbild.

In der Vergangenheit war es gang und gäbe, auf dem Hof oder am Haus einen oder mehrere große Bäume zu haben. Sie wurden genutzt und benutzt. Heute erscheint vielen Menschen ein Baum am Haus eher überflüssig oder sogar störend. Laub bedeutet für viele Menschen Abfall und Schmutz. Allerdings gibt es neuerdings auch Anzeichen für ein neues Verhältnis zum Hausbaum: man beginnt seinen Schatten im Sommer wieder zu schätzen, man freut sich an seinem Anblick und man erkennt wieder seine Bedeutung als Lebensraum für Insekten und Vögel.

In Päse wurden die großen Hausbäume von jeher geschätzt. Ursprünglich auf Anordnung des Landesherrn als Brandschutz zwischen die strohgedeckten Bauernhäuser gepflanzt, sind sie inzwischen ein integraler Bestandteil des Dorfbildes. 800 Eichen und etwa ebenso viele andere Laubbäume geben dem Ort sein typisches Aussehen. Der Verein Dorfleben Päse und Bauernschaft e.V. hat den gesamten Baumbestand katalogisiert und setzt sich energisch für seinen Erhalt, die Nachpflanzungen und die Neuanlage von Obstwiesen und Hecken ein.



# SCHNUCKEN IN DÜRRE

Von Eva Mahler

Genau wie Alice und Arno Schmidt hatten sie nach einem bezahlbaren Häuschen gesucht und waren im Dorf an der Lutter fündig geworden.

Es war Freiheit. Es war zum ersten Mal im Leben für das Ehepaar die Freiheit, sich entscheiden zu können, wo sie wohnen und leben wollten. Nicht mehr dort vegetieren zu müssen, wo man zufällig auf die Welt kam. Nicht mehr

dort bleiben zu müssen, wo man gequält wurde. Nicht mehr irgendwelchen Arbeitsplätzen hinterher ziehen zu müssen.

Sie hatten eine Erdkugel genommen und überlegt. Die große Freiheit schmolz schnell zusammen. Noch eine Sprache lernen, ein anderes System verstehen, dazu waren sie zu alt und zu müde. Im Land bleiben war am einfachsten. Wie Arno wollte ihr Mann nur Ruhe, damit er noch ein paar Kröten durch das Organisieren von Elektronen verdienen könne.

Strom gab es, Geräte hatte er. Ganz unabhängig waren sie nicht. Und wie Alice überblickte sie ihre materiell begrenzten Möglichkeiten, verhandelte mit Maklern und Eigentümern.

Erfolgreich. Sie bekamen ihr Refugium, ihr Häuschen mit Garten, das ihnen so schnell nicht mehr streitig gemacht werden konnte.

Sie wollte leben. Sie wollte endlich, nach Jahren, nach Jahrzehnten des Lernens, Mühens, Zweifelns, Zappelns, Schuftens, Krankwerdens, Suchens, sie wollte endlich ankommen.

Ausruhen in einer Harmonie, die es nicht mehr gab. Im Einklang leben mit einer Natur, die den Menschen auf den kargen Sandböden der Südheide stets harte Arbeit abgefordert hatte. Diese vielgepriesene Heide, die im September wunderbar lila blühen konnte, war eine Kunstlandschaft, eigentlich ein vormodernes ökologisches Desaster, jetzt von Menschen erhalten und hemmungslos nostalgisch vermarktet. Wenn Du glücklich werden willst, werde Gärtner. Nur die viele Gartenarbeit erwähnte dieser Spruch nicht.

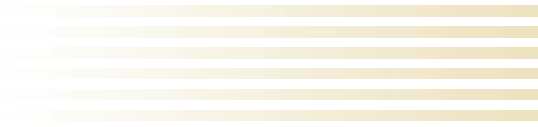
Sie wollte glücklich werden. Hier. In ihr knurrte der Hunger nach dem Paradies auf Erden. Sie wollte keine Probleme mehr haben, ihren Mann lieben und die Katzen streicheln. Sie wollte kein Werk schaffen wie die Schmidts. Sie wollte nur etwas besser überleben. Sie brauchte keinen Schreibtisch mit Mondblick wie Arno, obwohl der Gedanke romantisch war.

Er wollte den Himmel verstehen, sie wollte nur ihre Ruhe haben. Raus aus der Stadt, raus aus dem Stau, raus aus dem Druck, der Angst, der Arbeit, dem Zeitmangel... raus aus der Anspannung, der Belastung, den Krankheiten, dem Versagen. Dieser moderne Leviathan fraß sie auf. Ließ sie zum funktionierenden Zombie mutieren mit dem Wissen, dass sie es nie richtig machen konnte. Dass sie das Ziel nie erreichen würde, also besser keine Ziele haben.

Aber die Gesellschaft hatte Ziele, von Politikern und Wirtschaftsbossen stets gebetsmühlenartig wiederholt. Mehr, schneller, besser, höher, teurer. Immer weiter. Fleißig sein, sparen, investieren, immer mehr Geld horten. Sie schüttelte sich. Da arbeiten die Menschen im Namen des Profits ihre Erde kaputt, bezahlen dann mit immens teurem Aufwand bemannte Mondfahrt, nur um herauszufinden, ob die Menschheit auf einem anderen Planeten überleben könnte. Warum bleiben sie nicht einfach hier, dachte sie mit Blick in die ereignislose grüne Weite, von der sie eine Fensterscheibe trennte. Warum stecken sie das Geld nicht in die Erde.

Sie wusste, sie war ein Flüchtling, geflohen aus der Großstadt. Niemand sprach von der Bekämpfung der Fluchtursachen. Einfach nicht mehr über den Wahnsinn nachdenken. Auf dieser Erde fliehen Millionen Menschen aus Gegenden, in denen sie keine Heizung brauchen, in die Kälte und verbrauchen dann Kohle, Erdöl, Holz und Gas. Ökologisch müsste es umgekehrt sein. Menschen, die viel Energie für Heizung verbrauchten, sollten in wärmere Gefilde ziehen. Nur hatten die Kriegstreiber und Feldherren, die Gewaltfanatiker und Zerstörer noch nie vernünftig oder gar ökologisch gedacht oder entschieden. Ihr fröstelte plötzlich. Arno Schmidts Schwarze Spiegel waren so dicht, so real. Wie exakt hatte er Kälte beschrieben, das Frieren, das Hungern... sollte sie froh sein um die Gnade ihrer späten Geburt? Sie war es nicht. Transgenerationale Weitergabe hieß das Zauberwort für das Phänomen, dem niemand entkam. Warum, das fragte sie sich zum wievielten Mal, warum wird die Menschheit nicht vernünftig und lernt aus ihrer Geschichte. Warum hört sie nicht auf, Kriege anzuzetteln und Probleme mit Gewalt lösen zu wollen.

Die Geißel ihrer Zeit waren nicht mehr Bomben und Granaten, es waren Hitze, Radioaktivität und Nitrat im wenigen Wasser. Niemand sprach mehr vom Ozon in der Luft,



nur atmen konnte man kaum noch. Zum Glück gab es die preiswerten chinesischen Masken. Die wurden in den Städten schon kostenlos an mittellose BürgerInnen ausgegeben, wie zu ihrer Jugendzeit Kondome. Trotzdem hatten sich die Menschen explosionsartig vermehrt. Ein Planet reichte nicht mehr.

Sie holte tief Luft, bevor sie das Fenster schloss. Hier würde sie noch atmen können. Hier würde sie noch das Hochbeet mit Brunnenwasser tränken können und sogar das Gemüse essen. Hier würde sie hoffentlich ein paar Jahre später sterben als in der Stadt. Ein paar Jahre Leben. Ein paar Jahre länger diesen Untergang leben, immer schrecklichere Nachrichten hören, dem Leviathan beim Spielen in den Abendstunden der Menschheit zusehen. Und an die Schmidts denken. Als sie erneut aus dem Fenster sah, standen keine Kühe in Halbtrauer. Sie erblickte Schnucken in Dürre.

# IMPRESSUM

## Herausgeber:

ILE-Region Lachte-Lutter-Oker  
c/o Samtgemeinde Meinersen  
Hauptstraße 1  
38536 Meinersen

## Regionalmanagement der ILE-Region Lachte-Lutter-Oker

### Landwirtschaftskammer Niedersachsen

Bezirksstelle Uelzen  
Christiane Philipps-Bauland, Karen Wunsch  
Wilhelm-Seedorf-Straße 3  
29525 Uelzen

[www.lachte-lutter-okker.de](http://www.lachte-lutter-okker.de)

### Gestaltung, Umsetzung und Druck

Lutterloh GRAFIK

© 2020 ILE-Region Lachte-Lutter-Oker  
Nachdruck – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung des Herausgebers



EUROPÄISCHE UNION

Europäischer Landwirtschaftsfonds für  
die Entwicklung des ländlichen Raums - ELER  
Hier investiert Europa in die ländlichen Gebiete



ILE-Region Lachte-Lutter-Oker

# BILDNACHWEISE

Seite 3	H. Braun
Seite 5	K. Naeder
Seite 6	G. Friedrich
Seite 7	G. Baron
Seite 13	S. Oberender
Seite 18	C. Münch
Seite 24	U. Pittius
Seite 26	P. Glienke
Seite 29	H. Sinning
Seite 32	R. Wendhof
Seite 35	E. Kauber-Birkelbach
Seite 38	F. Friedrich
Seite 39	A. Erdmenger
Seite 40	W. Brasch
Seite 41	S. Horenczuk
Seite 45	J. Eger
Seite 46	M. Knoop
Seite 47	K. Drögemüller
Seite 49	K.-J. Gramberger
Seite 50	R. Rodloff
Seite 51	K. Drögemüller
Seite 52	K. Drögemüller